

# Interessante Einzelobjekte aus dem Rätischen Museum Chur, 1. Teil : das oskische Sprachdenkmal Vetter Nr. 102

Autor(en): **Eichner, Heiner / Frei-Stolba, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden**

Band (Jahr): **119 (1989)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595759>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Interessante Einzelobjekte aus dem Rätischen Museum Chur I. Teil: Das oskische Sprachdenkmal VETTER Nr. 102

Heiner Eichner und Regula Frei-Stolba

Dem Andenken an Ernst Risch (1911–1988) gewidmet

## Einleitung

(R.F.-St.) Vor einigen Jahren ist in dieser Zeitschrift in zwei Artikeln eine längst verloren geglaubte Erkennungsmarke (*tessera hospitalis*) aus Fundi, Italien, aus der Sammlung des bekannten Bündner Gelehrten und Linguisten Robert von Planta publiziert worden<sup>1</sup>. Diese Artikel gaben mir Gelegenheit, näher auf diese interessanten *tesserae hospitales* einzugehen, die im gesamten Mittelmeerraum, im griechischen, punischen, keltischen und keltiberischen, dann auch im italienischen und etruskischen Bereich gebräuchlich waren<sup>2</sup> und die in der römischen Zeit eine eigenständige Entwicklung in der Form der Patronatstafeln kannten<sup>3</sup>. Die im Rätischen Museum Chur wiederentdeckte *tessera* mit altlateinischer Inschrift (CIL I<sup>2</sup> 611) ist ein bedeutendes und recht singuläres Dokument in der Reihe dieser Erkennungsmarken. Sie ist noch in den alten Formen der Gastfreundschaftsmarken ausgestellt, da sich die Inschrift auf der Innenseite eines längsgehälfteten Bronzefisches befindet; zugleich stellt sie aber mit dem Wortlaut das älteste Beispiel der spezifisch römischen Weiterentwicklung zum Patronatsvertrag im Zusammenhang mit der den Römern eigentümlichen sozialen Institution der Klientel dar.

Anlass zur Wiederaufnahme der Frage dieser *tesserae hospitales* gibt nun ein weiterer, bedeutender, mit einer Inschrift versehener Gegenstand aus der Sammlung von Planta im Rätischen Museum Chur. Wie bereits in jenen Aufsätzen erwähnt worden ist, hatte sich Robert von Planta auf seinen Reisen nach Italien eine fünfzehn beschriftete Kleingegenstände umfassende Sammlung zugelegt, die nach seinem Tode 1939 von den Erben dem Rätischen Museum Chur geschenkt wurde<sup>4</sup>. Unter diesen Kleingegenständen aus Bronze, Stein oder Ton befindet sich ein der Länge nach halbierter Tongegenstand – in

der Literatur als hohler Finger oder Phallus aufgefasst – mit einer linksläufigen zweizeiligen Inschrift in oskischer Sprache. Auch dieses wichtige Sprachdenkmal aus der Gegend um Capua (Campanien, Italien) galt als verschollen. Ernst Risch hatte es freilich vor einigen Jahren wiedererkannt und mich brieflich darauf aufmerksam gemacht<sup>5</sup>; die Bedeutung des Gegenstandes und seine Interpretation als Erkennungsmarke blieben mir aber vorerst verborgen. Es ist Heiner Eichner zu verdanken, dass dieses Sprachdenkmal jetzt erneut in den Mittelpunkt einer Untersuchung gerückt wird; denn angeregt durch die Publikation des Bronzefisches von Fundi richtete Heiner Eichner meine Aufmerksamkeit nochmals auf die oskische Inschrift, da er darin ein weiteres, als *tessera hospitalis* deutbares Stück vermutete –, eine Hypothese, die wir darauf miteinander prüfen wollten. Auf Einladung von Ingrid R. Metzger konnten wir im Sommer 1989 nun nicht nur dieses Stück, sondern die gesamte Sammlung von Planta besichtigen und untersuchen, wofür wir, ebenso wie auch für die großzügige Hilfe und Unterstützung bei der Publikation, herzlich danken möchten. In der Folge sollen nun die Stücke dieser interessanten Sammlung wieder veröffentlicht und eingehend besprochen werden, da sie für verschollen gehalten werden oder ungenügend publiziert worden sind.

Wir beginnen mit dem oskischen Sprachdenkmal VETTER Nr. 102, das zuerst vorgestellt und darauf von Heiner Eichner sprachlich interpretiert werden soll. Ein Versuch einer historischen Interpretation, worin auch auf andere *tesserae hospitales* zurückgegriffen wird, soll im nächsten Jahresbericht von Regula Frei-Stolba folgen. Was die historische Einordnung betrifft, so lässt sich immerhin bereits jetzt abschätzen, dass das oskische Sprachdenkmal in seiner neuen Interpretation ein gewichtiges Zeugnis für die aktuelle Diskussion über die Sozialstruktur der frühen römischen und italischen Gesellschaft, über das Problem der Entstehung und Entwicklung von *gens*, *familia* und *clientela*, darstellen wird. Diese Diskussion wird gegenwärtig sehr intensiv von sprachwissenschaftlicher Seite wie auch von rechtshistorischer und historischer Seite geführt<sup>6</sup>; ein weiteres epigraphisches und datierbares Zeugnis (300 v. Chr.) kann diese Diskussion zweifellos bereichern.

### *Gegenstand und Inschrift*

(H. E. u. R. F.-St.) Es handelt sich beim vorzustellenden Sprachdenkmal um einen länglichen, innen konkaven Gegenstand aus beigelbem Ton von 9 cm Länge und 3,2 bis 4,5 cm Breite (innerer und äusserer Durchmesser, Wandbreite meist 0,5 cm) mit tief eingeritzter breiter, zweizeiliger Inschrift in oskischer Sprache auf der Oberfläche (Schriftfeld 2 cm × 5,5 cm; erste Schriftzeile 4,7 cm



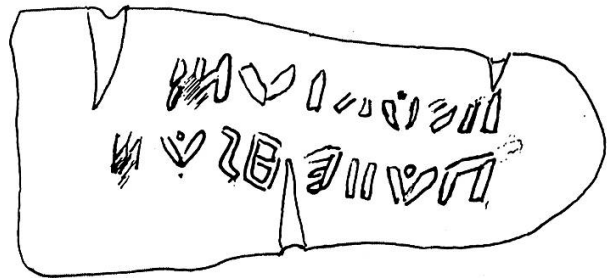


lang, zweite 5 cm; Buchstabenhöhe zirka 5 bis 8 mm)<sup>7</sup> (Abb. 1). Wie Robert von Planta in seiner Edition schreibt, sei das Stück «vor Kurzem», also vor dem Jahr 1897, «in Curti von Arbeitern des Advokaten Orazio Pascale» gefunden worden<sup>8</sup>; er hatte es wohl geschenkt erhalten oder bei einem Antiquar in der Gegend gekauft. Zu unterstreichen ist, dass das Stück seither, seit von Planta es gekauft oder erhalten und seiner Sammlung zugeführt hatte, von niemandem mehr im Original gesehen worden ist. Denn über den Verbleib des Objektes war der Allgemeinheit bisher nichts bekannt geworden, und alle Lesungen und Deutungen, die die Wissenschaft in der Folge beschäftigten, konnten nicht am Original überprüft werden. So hat der bedeutende Epigraphiker Emil Vetter (Wien), der der Ansicht war, dass die beiden Zeilen in ihrer Reihenfolge umzukehren seien, im Jahr 1926 geschrieben<sup>9</sup>:

«Freilich bleibt die hier vorgetragene Deutung der Inschrift so lange zweifelhaft als die Anordnung der Zeilen nicht am Original festgestellt ist. Auf eine Anfrage bei der Direktion des Museums von Capua wurde mir leider eröffnet, dass die Inschrift gegenwärtig verschollen ist. Sie ist wohl in den Antikenhandel gelangt und wird früher oder später wieder irgendwo auftauchen. Bis dahin muss diese Frage auf sich beruhen.»

Nun, da das Original verfügbar ist, kann Emil Veters Vermutung über die Reihenfolge der beiden Textzeilen nicht bestätigt werden. Der auf dem Objekt befindliche Text lautet:

Erste Zeile:  $\overline{\text{PERK}}\overline{\text{IUM}}^{10}$   
 Zweite Zeile:  $\text{P}\overline{\text{U}}\overline{\text{I}}\overline{\text{I}}\overline{\text{E}}\overline{\text{H}}\overline{\text{S}}\overline{\text{U}}\overline{\text{M}}^{11}$



Die linksläufige zweizeilige Inschrift ist zweifellos vor dem Brand in den weichen Ton mit einem Stift eingegraben worden, da sie von einer die gesamte Oberseite des Gegenstandes überziehenden Epidermis bedeckt ist, wie sie bei Glasierung zu entstehen pflegt. Diese Epidermis ist an einer Stelle abgeplatzt; infolgedessen ist die obere Hälfte der ersten vier Buchstaben der ersten Zeile ( $\overline{\text{PERK}}\overline{\text{I}}$ ) verloren. Man darf annehmen, dass diese Beschädigung noch nicht eingetreten war, als Robert von Planta das Objekt kennenlernte. Denn sonst hätte er die Lesung des – von ihm nicht als solchen erkannten – Gentilnamens

*perkium* nur schwer richtig erraten können und sicherlich nicht kommentarlos angeben. Kennt man diese Lesung, so kann man sie anhand der erhaltenen Buchstabenreste leicht nachvollziehen. Eine Alternative besteht nur beim vierten Buchstaben K, dessen erhaltener Rest sich auch zu D (Zeichen oskisch linksläufiges Я) ergänzen liesse. Eine Form (\*) *perdium* bleibt jedoch ohne guten Anschluss im italischen Sprachmaterial<sup>12</sup>, weshalb die durch von Plantas Grammatik überlieferte Form *perkium* auch aus linguistischer Sicht vertrauenswürdig erscheint.

Über weitere Einzelheiten hat Robert von Planta keine Angaben gemacht. Bei genauerem Hinsehen entdeckt man drei Kerben<sup>13</sup> auf der Aussenfläche des Gegenstandes, zwei auf der einen Seite, eine weitere auf der Gegenseite (vgl. Anhang). Da ihre Verteilung derjenigen von drei Nagellöchern auf einem vergleichbaren Objekt entspricht, nämlich auf der ebergestaltigen althispanischen Bronzeplatte von Uxama (Soria) mit keltiberischer Inschrift<sup>14</sup>, wird man auf die Vermutung geführt, dass diese Kerben der leichteren Befestigung des Objekts (etwa auf einer Fläche oder auf einem anderen Objekt) dienen sollen. Es ist in diesem Zusammenhang freilich auch zu fragen, ob die Kerben nicht gleichzeitig Eigenschaften des dargestellten Gegenstandes abbilden, etwa so wie bei der erwähnten althispanischen Bronzeplatte eines der Nagellöcher mit dem Auge des Tieres zusammenfällt. Die Kerben würden in diesem Fall die Gliederung eines Fingers (etwa Mittelfingers oder Daumens) andeuten. Die Beschränkung dieser Andeutung einer Gliederung auf die Seitenpartien des Fingers könnte auf das Bestreben zurückgeführt werden, das Schriftfeld freizuhalten.

Der Gegenstand ist eindeutig als halbe Form hergestellt und – von der erwähnten Beschädigung der Oberseite abgesehen – vollständig geblieben. Sein Erhaltungszustand ist gut.

Was nun die Reihenfolge der beiden Schriftzeilen betrifft, so könnte die von Emil Vetter in der Festschrift Kretschmer (wie Anm. 9)<sup>15</sup> und dann wieder in seinem Handbuch (wie Anm. 8) unter Nr. 102<sup>16</sup> vorgetragene Auffassung, dass ein aus Frage (erster Satz) und Antwort (zweiter Satz) bestehendes Zwiegespräch vorliegt, nur unter der Annahme gehalten werden, dass die beiden Zeilen des Textes in verkehrter Reihenfolge angebracht worden sind:

Zweite Zeile: «*cuius sum?* (Wessen bin ich?)»

Erste Zeile: «*Perciorum!* (Der Percii!)».

Diese Zwiegesprächsform will Vetter in zwei weiteren altitalischen Inschriften wiederfinden, nämlich auf einem rundlichen Stein aus Altilia (Saepinum) und auf einer etruskischen Schale aus Narce (bei Falerii). Davon ist das etruskische Zeugnis aus Narce gewiss missdeutet<sup>17</sup>, doch das oskische Zeugnis aus Saepi-

num scheint ungeachtet einiger Schwierigkeiten gehalten werden zu können. Sein Text lautet (Vetter, Handbuch Nr. 161)<sup>18</sup>:

Zeile 1	PIS: TIÚ	« <i>Quis tu?</i> »
Zeile 2	ÍÍV: KÚRU	« <i>Haec?</i> ( <i>ego sum</i> ) * <i>cora!</i> »
Zeile 3	PÚIU: BAÍTEÍS	« <i>Cuia?</i> » « <i>Baeti</i> »
Zeile 4	AADIIEÍS: AÍFINEÍS	<i>Adii Aedini!</i> »

Zu deutsch: «Wer (bist) du?»  
«(Ich) hier<sup>19</sup> (bin) eine \**cora*<sup>20</sup>!»  
«Eine wem eignende?»  
«Dem Baetus<sup>21</sup> Adius Aedinus<sup>22</sup>!»

Bereits dieses Referat einer einzigen, allerdings sehr wichtigen Interpretation der beiden Zeilen auf diesem Tongegenstand zeigt die Schwierigkeit der Deutung, die nun angesichts des Originalen neu an die Hand genommen werden kann. Die Interpretation des Gegenstandes und die Interpretation der Inschrift hängen aufs engste miteinander zusammen und bedingen einander auch gegenseitig. Vor den sprachwissenschaftlichen und historischen Kommentaren soll deshalb zuerst ein Überblick über die bisherigen Interpretationen im Sinne einer Forschungsgeschichte vorgelegt werden.

### Die bisherigen Interpretationen

(H. E. u. R. F.-St.) Die Inschrift des Objekts von Chur hat seit jeher grosses Interesse und Eingang in viele Standardwerke gefunden. Auch in Spezialuntersuchungen zur indogermanischen und italischen Sprachwissenschaft wird sie nicht selten zitiert. Wir versuchen im folgenden, einen chronologisch angeordneten Überblick über Aussagen der Standardwerke und einiger besonders gewichtiger Aufsätze zu geben, soweit sie uns bekannt geworden sind. Weitere Literaturnachweise findet man im sprachwissenschaftlichen Kommentar.

1. Robert von Planta veröffentlichte seinerzeit den Gegenstand mit der Inschrift im zweiten Band seiner Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte vom Jahr 1897 (wie Anm. 8) p. 526 (Nr. 164a), p. 637 und bezeichnete ihn als einen der Länge nach halbierten hohlen Finger, vermutete aber dann in der Inschrift einen obszönen Scherz. Als Interpretation – von ihm vornehm verschwiegen – darf unterstellt werden:

*mentula cuius sum* «wessen Glied bin ich?»



Von dieser Doppeldeutigkeit – halber hohler Finger oder Phallus – leiten sich notgedrungen, da ja seit von Planta niemand mehr das Objekt gesehen hatte, alle folgenden Interpretationen her.

2. Richard S. Conway kann in seinem Standardwerk *The Italic Dialects*, 2 vols., Cambridge 1897, in den Addenda p. 681 (Nr. 132) gerade noch auf den im gleichen Jahr erschienenen zweiten Band von Plantas verweisen. Den Interpretationsvorschlag übernimmt er jedoch nicht.

3. Ferdinand Sommer führt in der ersten Auflage seines verbreiteten Handbuchs der lateinischen Laut- und Formenlehre, Heidelberg 1902, p. 472 Fn. (§ 298) aus:

«Adj. \**quoi-ios* mit Nom. *púiehsúm* «*quoius sum*»,  
Nominativausgang *-ieh* wie in *Maraies*, *Soies*.»

Diese Auffassung, die bei Buck dann nachwirkt, ist wohl nur durch eine Nachlässigkeit ermöglicht worden. Denn die angeführten Nominative (Vetter Nr. 195 d,e) begegnen in Unteritalien – und ähnliche weitere bei den Pälignern – in Inschriften im lateinischen Alphabet. Der latein. Schreibung «e» würde hier im oskischen Nationalalphabet gar nicht E, sondern Í entsprechen. Auf den peinlichen Fehler offenbar aufmerksam geworden, zieht Ferdinand Sommer in der bald darauf herausgekommenen – bis heute höchst einflussreichen – 2./3. Auflage vom Jahr 1914 seine Auffassung stillschweigend zurück (man vergleiche p. 443, § 284).

4. Carl D. Buck behandelt in seiner Grammatik (wie Anm. 32) vom Jahr 1904 die Inschrift auf p. 252 unter Nr. 39, wobei er die Form *perkium* unerklärt lässt. Seine Übersetzung lautet:

«...*cuius sum?*»

Im Grammatikteil (p. 175, § 199 Anm. b) erklärt er die Form *púieh* als Genetiv eines Possessivadjektivs, dessen femininen Nominativ er in (Vetter Nr. 161) *púiu* findet. Im Wörterverzeichnis p. 321 wird *perkium* als neutrischer Singularnominativ (dies nach von Planta) geführt, eine Auffassung, die bereits Sommer (oben Punkt 3) bekämpft hatte. In der Neuauflage vom Jahr 1928 fügt er keinen Zusatz ein. Wie Conway identifizierte er den Gegenstand als einen halben hohlen Finger.

5. Theodor von Grienberger bringt *Glotta* 11, 1921, 206 als erster die Perkier ins Spiel: «*Perciorum cui sum* (Wem von den Perciern gehöre ich)?»

6. Emil Vetter legt in der Festschrift für Paul Kretschmer vom Jahr 1926 (s. oben Anm. 9, auch Anm. 15) in ausführlicher Begründung seine später ins Handbuch von 1953 (wie Anm. 8, p. 87 f. Nr. 102) übernommene Deutung vor. Seine Lesung der beiden Zeilen, die er umkehren wollte, ist oben bereits referiert worden. Im Objekt sieht er ebenfalls einen halben hohlen Finger, wobei er die Komponente des Obszönen fallen gelassen hat; die Inschrift interpretiert er, wie gesagt, als Besitzerinschrift in Form von Frage und Antwort. Im übrigen bemüht er sich um die Aufklärung des Verbleibs des Gegenstandes und sagt richtig sein späteres Wiederauftauchen voraus.

7. Gino Bottiglioni, *Manuale dei dialetti italiani*, Bologna 1954, bringt unseren Text p. 226 sub Nr. 39. Er greift die einst von Robert von Planta suggerierte Vorstellung auf, dass der Gegenstand ein Phallus sei, und trägt vermutungsweise eine Deutung als Phallusemblem vor:

«...si potrebbe pensare a un emblema fallico?»

Der Phallus im «Wappen» der *gens Percia* mag merkwürdig anmuten, doch ermöglicht der Vorschlag die Verbindung der alten Gegenstandsdeutung von Plantas mit der Erkenntnis, dass ein Gentilname *perkium* vorliegt.

8. In seinem Werk *Le lingue dell'Italia antica oltre il latino* (uns in der zweiten Auflage vom Jahre 1964 vorliegend, Torino, 1. Aufl. 1953) p. 103 f Fn. 1 greift Vittore Pisani die obszöne Deutung fragend auf und malt sie – unter Verzicht auf so trockene Dinge wie Epigraphik und Grammatik – durch wilde neue Etymologien so recht anschaulich aus:

- a) *púiihsúm* wird zerhackt in Dativ *puii* «wem» + *ehsum* = «mir steht frei, ich kann» (eine persönliche Form, dem griech. *éxesti* «es ist möglich, steht frei» entsprechend), also «*cui possum...re* (Wem kann ich/darf ich soundsoen)?»
- b) *perkium* wird als Infinitiv eines Verbalkompositums aus einem Präverb *per-* (und Wurzel *\*ki-* «bewegen», griech. *kineo*) gedeutet, sein Gebrauch durch deftige Aristophaneszitate (wie Ritter 364 ...*kinēsō...soû tòn prōkton...*) illustriert.

Viel wichtiger als diese amüsante Fehlleistung ist die in demselben Buch zu findende Sicherung des schon in Robert von Plantas Grammatik (II 528, sub Nr. 176) angenommenen Namengliedes *perakis* «Peracius» auf dem Leningrader Stamnos. Vetter Nr. 101 gibt hier einen falschen Text, weil der italienische Archäologe G. Minervini in seiner im Jahre 1854 veröffentlichten Umzeichnung einen Buchstaben verlesen und drei ausgelassen hatte.

9. Michel Lejeune widmet im Jahr 1968 in *Revue des Études Latines* 46, p. 126–129, unserer Inschrift eine Spezialstudie mit dem Ergebnis einer Interpretation

«\**perce eum cuius sum* (soundsoe denjenigen, dem ich gehöre)»

Die Form (lat.) \**perc(e)* deutet Lejeune als zweite Singularperson des Imperativs eines Verbums \**perkō* «et sur sa signification possible, on ne peut faire que des hypothèses en l’air...» (Verweis auf lat. *parco*). Der Rest IUM ist ihm «*eum, ihn*».

Diese hinsichtlich des ersten Wortes ungrammatische Deutung zieht er im Jahr 1976 in seinem Buch *L’anthroponymie* osque stillschweigend wieder zurück. Die Form *perkium* gilt ihm hier zu Recht als Pluralgenitiv eines Gentilnamens (p. 22 sub Nr. 212 bis). Wichtig bleibt das energische Eintreten für die Bewertung der Form *púiih* als relativisch (nicht interrogativisch). Lebhaft beklagt Lejeune die Unmöglichkeit, das Objekt durch Autopsie zu verifizieren («document incontrôlable et obscur»...«on ignore ce qu’est devenue la terre cuite, dont il n’existe ni dessin, ni photo»...).

10. Im Zuge der Neupublikation der Objekte im Rätischen Museum Chur teilt Ingrid R. Metzger im *Bündner Monatsblatt* 1/2, 1976, p. 20 mit Anm. 42, p. 34 Nr. 59 mit Taf. 7 mit, dass das Objekt mit der Inschrift sich jetzt im Rätischen Museum befinde. Sie sieht in ihm, die Interpretation von *Planta* weiterführend, ebenfalls einen Phallus im Sinne eines Ex-Voto-Gegenstandes, wobei sie aber zu Recht darauf hinweist, dass die Inschrift noch nicht habe mit Sicherheit gedeutet werden können. In sprachwissenschaftlichen Kreisen – Ernst Risch ausgenommen (s. oben Anm. 5) – bleibt dieses Faktum zunächst unbekannt.

11. Im Jahr 1982 nimmt Luciano Agostiniani den von ihm noch als «perduto» bezeichneten Text unter die Zahl seiner *Le «iscrizioni parlanti» dell’Italia antica* auf (p. 157, sub Nr. 607).

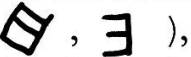






12. Im Jahr 1986 teilt Gerhard Meiser in seiner gründlichen Dissertation (wie Anm. 36) die von seinem Doktorvater Helmut Rix erkannte Zusammengehörigkeit der beiden Gentilizien von *Vetter* Nr. 101 (Leningrader *Stamnos*) und *Vetter* Nr. 102 (Churer *Finger*) mit. Er bespricht Lautgeschichte und Etymologie. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für die Einordnung des Denkmals in seinen kulturgeschichtlichen Kontext gewonnen.



## Sprachgeschichtlicher Kurzkomentar zum Churer Text

(H. E.) Der für die Sprachwissenschaft in fast jeder Einzelheit hochbedeutsame Text soll hier in aller gebotenen Kürze systematisch besprochen und in den allgemeinen Rahmen der gerade in letzter Zeit schärfere Konturen gewinnenden altitalischen Sprachgeschichte eingeordnet werden<sup>23</sup>.

### § 1 Form des Alphabets und der Schriftzeichen, paläographische Datierung

Die Inschrift ist im – aus dem etruskischen Alphabet abgeleiteten – oskischen Nationalalphabet abgefasst, das in den «zentraloskischen»<sup>24</sup> Gebieten Mittelitaliens (Kampanien, Samnium, Gebiete der Hirpiner und Frentaner) das übliche Medium zur schriftlichen Fixierung oskischer Sprache ist. Da das Nationalalphabet auf dem Churer Stück schon die um 300 v. Chr. erfundenen Zusatzbuchstaben *ú* und *í* aufweist<sup>25</sup>, verbleibt für seine Datierung die Zeit zwischen 300 v. Chr. und etwa 90 v. Chr. (Bundesgenossenkrieg) oder einem noch späteren Termin<sup>26</sup>. In Anbetracht dessen, dass die Hauptmasse oskischer Sprachdenkmäler aus dieser Zeitspanne stammt, ist mit solcher Pauschal датierung natürlich nicht viel ausgesagt. Eine konkretere Datierung kann bei diesem Stück nur auf dem Weg paläographischer Bewertung erzielt werden. Dabei erscheinen folgende Einzelzüge relevant:

- a) Die Zeichen H und E weisen noch archaische Schrägstellung der Querhasten auf (  ), andererseits ist E nicht gestielt/geschwänzt (  ).
- b) Die Querhaste des P ist ebenfalls schräggestellt (  ), es besteht also eine Differenz gegenüber dem P mit gerundetem Anstrich (  ) und dem P mit waagrechter Querhaste (  ).
- c) Der Zusatzbuchstabe *ú* weist einen Punkt auf (  ) auf, nicht das Strichlein (  ).
- d) Es besteht eine Interpunktion, für die hier ein einzelner Punkt (also nicht: zwei übereinandergesetzte Punkte) verwendet wird, der in halber Zeilenhöhe und auch am Zeilenende steht (*perkiu·*).

Leider ist beim R schwer zu sagen, ob sein erhaltener Rest besser zur eckigen (  ) oder runden (  ) Form dieses Buchstabens passt. Jedenfalls ergibt sich insgesamt der Eindruck, dass das Churer Stück in all seinen Einzelheiten der Schrift des Bronzetafelchens von Agnone (Samnium)<sup>27</sup> ziemlich nahe kommt, nur dass letzteres die leichte Schrägstellung der Querhasten von E, H, P nicht mehr aufweist. Emil Vetter hat seinerzeit aufgrund der Buchstabenformen für

die Schrift des Bronzetäfelchens eine Datierung «um 250 v. Chr.» angenommen<sup>28</sup>. Aus der Gegend von Capua selbst steht in Form der berühmten Ioviladenkmäler aufschlussreiches Vergleichsmaterial zur Verfügung, das den Vorzug besitzt, archäologisch datierbar und chronologisch gestaffelt zu sein. In der von Annalisa Franchi de Bellis im Jahre 1981 publizierten Textbearbeitung<sup>29</sup> wird es in drei aufeinanderfolgende Phasen unterteilt (A: 350–300 v. Chr.; B: um 300 v. Chr.; nach Erfindung der Zusatzbuchstaben dann C: 300–250 v. Chr.). Der Umstand, dass ein (und zwar: der ältere) Teil dieser Iovilainschriften in Terracotta eingegraben wurde, ist dem Vergleich mit Chur förderlich. Die Churer Schriftzüge lassen sich in die Iovilapaläographie einordnen, und es ergibt sich, dass sie den Formen der Zwischenphase (B) sehr ähnlich sind. Da das Objekt von Chur aber den Zusatzbuchstaben *ú* schon hat und auch Berührungen mit Iovila C aufweist, muss es wohl etwas jünger als Iovila B sein. Man wird also – mit allem gebotenem Vorbehalt (vgl. Anm. 13) – eine Datierung auf die ersten Jahrzehnte des dritten Jahrhunderts v. Chr. als für derzeit wahrscheinlich erklären dürfen.

### Vergleichstabelle der Zeichenformen<sup>30</sup>

Zeichen/Laut	Epsilon	Heta	Pi	Rho	ú	Interpunktio n
Iovila A (350–300?)	⌘⌘	?	∩	∆	∇	•
Iovila B (um 300?)	⌘⌘	⊖	∩	∆, ∆	∇	•
Chur (um 275?)	⌘	⊖	∩	∆	∇	•
Iovila C (bis 250?)	⌘⌘	⊖, ⊖	∩	∆	∇	•
Agnone (um 250?)	⌘	⊖	∩	∆	∇	•
Fluchtafel (um 100?)	⌘	⊖	∩	∆	∇	•

### § 2 Orthographie der Engvokale *u, ú, i, í* und der Geminaten

Die Doppelsetzung des Buchstabens *i* in PÚIIEH zur Bezeichnung der (hier aus einer Konsonantengruppe  $*zi^{31} < *si$  entstandenen<sup>32</sup>) Geminaten *ii* entspricht der Norm und kann etwa mit PÚMPAIANS «pompejanisch» verglichen wer-

den<sup>33</sup>. Da *i* in der Geminatenschreibung (*ii*) der sonst in Diphthongen erfolgenden Absenkung zu *i̇*, *e* (\**púiiēh* wie etwa beim Dativ auf<sup>o</sup> *úí*) entgeht, ist auch die Anwesenheit von *úí* (nicht: *úí*) hier ganz in der Ordnung (vergleichbar lat. *quoius*, *cuius*, und nicht \**quoeius*, \**quoeus*)<sup>34</sup>. In chronologischer Hinsicht ist die so normal aussehende Schreibung *ÚII* in *PÚIIEH* aber durchaus bemerkenswert, insofern hier ein Beleg für Geminatenschreibung greifbar wird. Denn diese geht ältester oskischer Epigraphik noch ab, in Iovila A findet sich noch kein Beleg (typisch etwa Vetter Nr. 80 *VIRIIUM* ‹Ueriorum› Iovila A = Nr. 82 *VÍRRIEÍS* ‹Uerii› Iovila C), in Iovila B gerade einer (Vetter Nr. 91 *N[E]SSIMAS*). Der Churer Befund *PÚIIEH* fügt sich also auch in dieser Hinsicht in die § 1 erörterte Chronologie. Speziell bei *ii* bleibt allerdings zu bedenken, dass doppelt geschriebenes *ii* zur Bezeichnung einer silbischen Folge *i + i* schon von Anfang an auftritt (Iovila A z.B. oben zitiertes *VIRIIUM* = dreisilbig). Unser Befund *PERKIUM* erklärt sich so, dass hier eine zweisilbige Form/*perki̇um*/ vorliegt (s. unten § 8).

Beim Gebrauch des Zusatzbuchstabens *ú*<sup>35</sup> ist die Opposition zu *u* vor wortschliessendem Nasal von Interesse (*SÚM* : *PERKIUM*). Man darf annehmen, dass *ú* in *súm* die Kontinuante oder das Äquivalent eines alten Kurzvokals \**ǔ* (eventuell mit leichter Anhebung vor *m*) bezeichnet, *u* in *perki̇um* hingegen die Kontinuante eines alten Langvokals \**ō*. Von dieser, hier durch die synchroninnertextliche Opposition *súm* : *perki̇um* gestützten Grundhypothese her lässt sich auch der – teilweise gestörte – Befund des Pluralgenetivausgangs der anderen Texte verstehen<sup>36</sup>.

Es ist also sicherlich besser, den Ausgang *-um* in *PERKIUM* als Zeugnis für ursprünglichen Langvokal zu bewerten denn als Beleg für Inkonsistenz des Gebrauchs eines erst kürzlich eingeführten Zusatzbuchstabens.

### § 3 Das *e* statt *ei* von *púiiēh*

Folgt man der in der Fachliteratur stark überwiegenden Auffassung, dass *púiiēh* eine Genetivform – und keine Nominativ- oder Dativform ist, so ergibt sich für den Bereich des oskisch-umbrischen Zweigs der italischen Sprachfamilie das Postulat eines Genetivausganges \**°eis*, osk. *°eís*, der hier wie in vielen anderen Formen einen älteren Genetivausgang \**°os* (vgl. lat. *quoius*, *cuius*) ersetzt hat<sup>37</sup>.

Im oskischen Kampanien wäre nun normalerweise \*(*púii*)*eís* zu erwarten, also eine Form mit erhaltenem *i*-Diphthong. Nun hat schon Emil Vetter das überraschende *e* von *púiiēh* mit *MINIES* statt \**MINIEIS* eines Graffito aus einer Grabkammer der Gegend von Capua verglichen (Vetter Nr. 96), doch ist gerade die Lesung der letzten beiden Buchstaben nach Robert von Planta<sup>38</sup> nicht

hinreichend sicher, um das Vorliegen der regelrechten Form \*MINIEIS völlig auszuschliessen. Ein epigraphisch sicherer Beleg kann aber auf dem Fragment einer schwarzgefirnissten Tasse vom Anfang des 3. Jh. v. Chr. gelesen werden, die aus einem Grab in S. Agata bei Goti (antiker Name: Saticula) stammt und sich im Museum von Neapel befindet. Die archäologisch datierte Inschrift ist auch in paläographischer Hinsicht für den Vergleich mit Chur von Interesse (Vetter Nr. 126)<sup>39</sup>:

KANUTIE(.).SSIM «*Canutii sum* (ich gehöre dem Canutius)»

Die Spärlichkeit der Zeugnisse für eine Monophthongierung *ei > e* aus dem oskischen Kampanien wird nun dadurch wettgemacht, dass auf den vielbeachteten Gefässinschriften der Zeit vor der Ankunft der Samniten (Eroberung Capuas 427 v. Chr.) der Genetiv auf °*es* ausnahmslos auftritt. Es handelt sich um vier bis sieben Inschriften, zwei im südpikenischen und fünf (darunter drei, die statt in italischer auch in etruskischer Sprache abgefasst sein könnten) im etruskischen Alphabet, mit Belegen wie (im südpikenischen Alphabet)

Pocetti<sup>40</sup> Nr. 144 (Graffito auf Bucchero-Oinochoe, aus einem Grab der Mitte des 6. Jh. von Nocera Superiore, Salerno Nuceria Alfaterna)  
/BRUTIES//ESUM// «*Brutii sum*/ich gehöre Brutius»

Pocetti Nr. 145 (Graffito auf Bucchero Oinochoe des 6. Jh. aus Vico Equense, Neapel)  
IEHIES//ESUM : P[ED??]LES : ADARIES

Im etruskischen Alphabet:

Vetter Nr. 117 (Kylix aus Nola, 3. Viertel des 5. Jh., mit Silbenpunktierung  
LUV.CIES.CNAI.VIIES.SUM. «*Lucii Naeuii sum*/ich gehöre dem Lucius Naeuius»

Vetter Nr. 118 (Gegenstand und Herkunft wie bei Nr. 117)

CNAIVES FLAVIIES P(...?) «*Gnaei Flauui P(...?)*/Des Gnaeus Flavius P(...?)»

Für Vetter Nr. 101 s. unten § 11. Es ist heute deutlich, dass zwischen dem monophthongierten *e* der präsamnitischen Zeit und der gleichen Erscheinung zweihundert Jahre später ein Zusammenhang besteht: Die präsamnitische Unterlage des oskischen Kampaniens kommt noch in späteren Jahrhunderten als Substratwirkung zum Vorschein.

Nach früherer Auffassung – bei der die Alternative übersehen wurde – soll in dem *e* ein etruskischer Einschlag vorliegen. Diese Lehre ist dadurch hervorgerufen, dass auch das Etruskische einen Genetivausgang *°es* aufweist, der aber auf ganz anderem Weg entstanden ist (z. B. *Tites* <des Tite> mit etrusk. Genetivendung *-s* an dem aus der Vokativform des indogermanischen Italischen entlehnten Namensstamm *Tite*). Die Auffassung von *°es* als Tuskismus ist durch Entsprechungen wie osk. *Vibieis* = etrusk. *Vipies* geradezu provoziert worden. Da aber nicht einzusehen ist, warum der Genetivausgang osko-umbrischer Namen aus dem Etruskischen entlehnt werden sollte, während er zumindest ebensogut oskisch-umbrisch sein kann, gilt diese Auffassung heute zu Recht als abgetan<sup>41</sup>.

Wie im Falle der «nordoskischen» Dialekte hat man also auch in Kampanien den interessanten Befund, dass sich in einer Sprachlandschaft von ansonsten klar oskischem Gepräge Auswirkungen eines voroskischen, sprachlich zum Umbrischen hin tendierenden Substrats beobachten lassen, dessen Charakter ausserdem in der voroskischen archaischen Epigraphik der beiden Gegenden zutage tritt (in den südpikenischen Inschriften der später nordoskischen Gebiete mit lateinischem Alphabet ab etwa 250 v. Chr. einerseits und in den «präsamnitischen» Inschriften Kampaniens mit später zentraloskischen Dialekten und Epigraphik im oskischen Nationalalphabet andererseits). Die Einordnung in diese erst neuerdings Kontur gewinnenden Zusammenhänge sichert der Form *PÚIIEH* das ihr zukommende Gewicht und schwächt gleichzeitig den ja immer aufkeimenden Verdacht auf Vorliegen eines Schreibfehlers entscheidend ab.

In der skizzierten allgemeinen, noch verschwommenen Physiognomie der mittelitalischen Sprachlandschaft lässt uns nun der Finger von Chur einen konkreten Zug deutlich erkennen. Da die Form *púiiēh* auf einem Gegenstand steht, der mit der schon in präsamnitischer Zeit in Kampanien anwesenden *gens Percia* zu verbinden ist, erkennt man einen der Traditionskanäle, über die das präsamnitische Substrat transferiert worden ist (s. unten § 11).

#### § 4 Das *h* statt *s* in *púiiēh*

Die Schreibung mit *h* für vermutetes etymologisches *\*s* in *púiiēhsúm* wird von Buck, Grammar (wie Anm. 32) p. 75 (§ 113c) und Vetter, Handbuch (wie Anm. 8) p. 88 (zu Nr. 102) mit *upsatuh : sent* <sie sind hergestellt> (statt erwartetem *\*°tus: sent*) auf drei Tellern des ausgehenden 4. Jh. v. Chr. aus Teanum in Nordkampanien verglichen. Man darf wohl vermuten, dass das im Wortauslaut zur Schwächung neigende *s* (oder schon *\*z*) vor dem folgenden *s*-Anlaut der Kopula dissimilatorisch verhaucht worden ist.



Zu beachten ist, dass Schwächung und Schwund des auslautenden *-s* im Umbrischen nach Meisers Erhebungen (Lautgeschichte, wie Anm. 36, p. 277–279, § 80) erst gegen Ende der altumbrischen Zeit, um 200 v. Chr., einsetzt. Man muss deshalb fragen, ob das *h* von Capua und Teanum nicht in einen anderen sprachgeographischen Zusammenhang gehört, nämlich den der notorischen *s*-Schwäche in Latium. Es wäre in diesem Fall möglich, in den Sprachdenkmälern Kampaniens zwei Stränge fremder Einwirkungen zu differenzieren, einen mehr in Südkampanien anzutreffenden «umbrosamnitischen» (d.h. dem Südpikenischen nahestehenden) und einen mehr in Nordkampanien (bis Capua) anzutreffenden lateinischen. In diesem Zusammenhang ist noch von Interesse, dass auch auf dem Leningrader Stamnos in Gestalt der Dativform *Vinikiiu* ein vom Umbrischen und Südpikenischen eindeutig verschiedener Sprachzug anzutreffen ist (so nach den Untersuchungen des Verfassers), der zum  $^{\circ}\bar{o}$  des lateinischen Dativs stimmt. Eine gründliche Untersuchung dieses bisher noch nicht aufgeworfenen Problems konnte der Verfasser allerdings noch nicht durchführen.

Zurückzuweisen ist A. Marinettis Versuch, die Form *púiiēh* mit dem Südpikenischen zu verbinden (Studi Etruschi 49, 1981, 135). Wie Meiser, Glotta 65, 1987, 119 überzeugend ausführt, ist auslautendes *-s* im Südpikenischen fest.

Meiser glaubt seinerseits, dass südpikenisch *h* bei diphthongischem Auslaut entstehen könne (l.c. 115–118). In diesem Falle könnte unsere Form *púiiēh* als dativisch bestimmt und mit altlateinisch *quoīiei* (*cui*) verbunden werden. Die zur Klärung dieser Frage unternommene kritische Überprüfung der südpikenischen Texte seitens des Verfassers hat nun ergeben, dass dieser Punkt von Meisers Ausführungen nicht zu halten ist. Für südpiken. *-h* ist als einzige Quelle auslautendes *\*d* (dies als Antecedens von Meiser richtig erkannt) anzunehmen. Wegen der Schwäche dieses so entstandenen *-h* (es begegnen Fälle von Schwund) kommt es zu falschen Schreibungen wie *matereih patereih* (Dative). Nun könnte unser *púiiēh* freilich immer noch monophthongiertes *\*poīiei* mit hyperkorrekt hinzugesetztem *h* sein, falls Meisers (l.c. 115–118) Annahme einer südpikenischen Monophthongierung auslautender Diphthonge zu Recht bestehen sollte. Wiederum hat kritische Nachprüfung des Verfassers mit aller Klarheit ergeben, dass auch diese Annahme Meisers nicht beizubehalten ist. Diphthonge können im Südpikenischen nur im Inlaut bzw. im gedeckten Auslaut (Genetivausgang)  $^{\circ}es < ^{\circ}eis$ ) monophthongiert werden, nicht im offenen. Eine speziell *púiiēh* vergleichbare von Meiser angenommene Dativform südpiken. *kaúiiēh* «dem Gauios» ist vielmehr als Vokativform mit hyperkorrektem *h* zu bestimmen. Damit ist künftigen Versuchen, in *púiiēh* wieder (mit Theodor von Grienberger) eine Dativform zu suchen, zunächst ein Riegel vorgeschoben. Es

bleibt auch nach der Meinung des Verfassers bei der üblichen genetivischen Bestimmung von *púieh*.

### § 5 Dialektzugehörigkeit und Funktion der Form *púieh*

Nachdem das Hinterstück der Form °*eh* klar nichtoskisch ist, stellt sich selbstverständlich – freilich nicht für die bisherige, in dieser Hinsicht äusserst gedankenlose Forschungstradition – die Frage nach der Dialektzugehörigkeit des Vorderstückes. Hier fällt sofort auf, dass im Oskischen Genetiv- und Dativformen der Art \**puiieís*, \**puiieí* sonst fehlen. Belegt sind vielmehr Genetiv *pieis-um* ‚irgendjemandes‘ und Dativ *piei* (verallgemeinerndes Relativum, beide Belege auf der Fluchtafel Vetter Nr. 2,7) sowie mit substantivischem o-stämmigem Dativausgang *pui* ‚*cui* (wem, irgendwem)‘ und *pui pui* ‚*cuicumque* (wem auch immer)‘, beide Vetter Nr. 6. Nun ist denkbar, dass der o-Stamm mit pronominaler Deklination dennoch gut oskisch ist, nur eben auf das Relativpronomen (hier im Genetiv) beschränkt, wie Michel Lejeune postulierte (Revue des Etudes Latines 46, 1968, 126–129). Der Verfasser, der ohnehin relativische Geltung ansetzt (§ 9), ist diesem am spärlichen Material nur schwer zu untersuchenden Problem aus dem Weg gegangen, da seine Interpretation nicht entscheidend tangiert ist. Deutlich ist, dass ein o-stämmiges Relativpronomen statt aus dem Oskischen auch aus dem Präsamnitischen hergeleitet werden könnte (südpiken. Sg.Nom.mask. *púih* ‚welcher‘ < \**pō-id*, umbr. *poi*, osk. PUI, südpiken. Dativ *posmúí* ‚welchem‘ = umbr. PUSME).

### § 6 Morphologie und Dialektzugehörigkeit von *súm*

Die schon im Hinblick auf lateinisch *sum* – der einzigen Präsensindikativform der ersten Singularperson auf -*m* in dieser Sprache – hochwichtige Frage nach dem oskisch-umbrischen Befund muss einer gründlichen Untersuchung vorbehalten bleiben, die den Rahmen dieses Beitrags zum Churer Finger sprengen würde. Von Interesse sind die Schwankungen zwischen (alt) ESUM, SIM, SUM, SÚM und die damit zusammenhängenden chronologischen, dialektologischen und morphologischen Probleme.

### § 7 Die Enklise von *súm*

Auch die – anderweitig gut bezeugte, doch keineswegs ausschliesslich auftretende – Enklise wird hier nicht näher erörtert (man beachte jedoch, dass zu den

schon bekannten Fällen noch südpiken. *ekúsim*, anscheinend ‹ich bin›, und *rufra<sup>s</sup>im*, anscheinend ‹eine rote bin ich› hinzukommen). Festzuhalten ist, dass die Enklise bei der hier (§ 9) vertretenen Interpretation von *púiehsúm* als Relativsatz noch unbedenklicher ist als bei der weithin üblichen Interpretation als Fragesatz ‹Wem gehöre ich?›. Denn innerhalb der längeren Relativkonstruktion kommt den Bestandteilen ‹wessen ich bin› geringeres Einzelgewicht zu als im selbständigen Fragesatz ‹Wessen bin ich?›.

### § 8 *Das Gentile perkium in lautlicher und morphologischer Hinsicht*

Helmut Rix ist die dann von Gerhard Meiser veröffentlichte Identifikation von PERAKIS des Leningrader Stamnos (um 500 v. Chr.) mit PERKIUM des Churer Fingers (Anfang des 3. Jh. v. Chr.) zu verdanken<sup>42</sup>. Er nimmt an, dass auch im «Sabellischen» (hier also: in der angestammten Sprache der *gens Percia*) die Synkope im 5. Jh. v. Chr. eingetreten ist. Wir notieren noch *en passant*, dass die sog. «anteriorische Vokalanaptyxe» (also *\*perekium*) fehlt, was in Capua nicht weiter Wunder nimmt, und dass auch die Konsonantenverschärfung durch *i* (*\*perekkium*, *\*perkkium*) nicht aufscheint.

Meiser schliesst das Gentile weiter an einen zu vermutenden Individualnamen *\*perako-* an, der durch das etruskische Gentile *perkna* aus *\*perake-na* (italischer Vokativ als etrusk. Stamm des Individualnamens *\*perake*, daran das etrusk. Gentilnamensuffix *-na*) vorausgesetzt wird. Von diesem Individualnamen ist ein Patronym (oder schon Gentile) *\*perakio-* gebildet, dessen Nominativ mit Endsilbensynkope *\*ios* > *\*is* auf dem Leningrader Stamnos als PERAKIS in völlig regulärer Lautgestalt belegt ist<sup>43</sup> (zum Leningrader Stamnos vgl. Anhang).

### § 9 *Das Problem der Zeilenfolge und der Gesprächsform der Inschrift*

Während Robert von Planta bei seiner Auffassung von *perkium* als Singularneutrum (Nom.-Akk.) kein Problem mit der Zeilenfolge hatte, musste Emil Vetter, nachdem das Vorliegen eines Gentilnamens erkannt war, zu der Vermutung Zuflucht nehmen, dass die durch Robert von Planta mitgeteilte Zeilenfolge nicht eindeutig feststehe («umlaufende Schrift» mit willkürlicher Aufteilung seitens von Plantas). Die Wiederentdeckung des Objekts zeigt nun, dass Vetter von einer falschen Voraussetzung ausgegangen ist. Wollte man seine Auffassung noch heute beibehalten, so müsste man annehmen, dass die Textzeilen versehentlich in falscher Reihenfolge angebracht worden seien, oder dass ein

ursprünglich einzeilig konzipierter Text aus Raumnot auf einer noch freien Fläche über der ersten Zeile zu Ende geführt worden wäre. Dass letzteres nicht der Fall ist, lehrt die Art der Anbringung der *catena litterarum* auf dem Schriftfeld der Oberfläche des Gegenstandes: Beide Zeilen sind völlig planmässig angebracht, die beiden p-Zeichen stehen genau übereinander, das Schriftbild macht einen harmonischen Eindruck, die «Verwischung» des wortschliessenden *m* von *perkiuum* wird erst nachträglich beim Einlegen des Gegenstandes in den Brennofen passiert sein. Eine andere Einzelheit lehrt uns, dass auch die erste Möglichkeit, nämlich versehentliches Anbringen der Zeilen in falscher Reihenfolge, ausscheidet. Denn der am Ende von Zeile 1 angebrachte Punkt steht offensichtlich im Textinneren, nicht am Textende. Man braucht in dieser Hinsicht nur die Praxis des Täfelchens von Agnone zu vergleichen, das im Textinneren – und hier auch am Zeilenende – den Punkt setzt, nicht aber am Textende hinter dem letzten Wort der Rückseite<sup>44</sup>. Der Punkt dient nicht nur dazu, die Wörter voneinander abzutrennen, sondern er verbindet die *catena uerborum* zum Textgefüge<sup>45</sup>. Es liegen also hinreichend Indizien zur Absicherung der Zeilenfolge vor, und das philologische (epigraphische) Gewissen mahnt von der Beibehaltung von Veters Auffassung recht eindringlich ab. Erschwerend hinzu kommt noch der Umstand, dass zwar die aufgrund von *súm* «ich bin» bestehende Gesprächsform hinzunehmen ist, nicht aber die von Vetter postulierte Zwiesgesprächsform, bei der ein- und derselbe Gegenstand nacheinander die Rollen des Fragenden und des Antwortenden spielt (Frage: «Wem gehöre ich?» – Antwort: «Den Perkiern!»). Der von ihm verglichene Ciottolino von Saepinum<sup>46</sup> ist wahrscheinlich ein Grabdenkmal trotz seiner Kleinheit<sup>47</sup> – und kein Gebrauchsgegenstand<sup>48</sup>. Unter den sonst oft sehr geschwätzigem Grabtexten mag auch ein fingiertes Zwiesgespräch hinzunehmen sein. Bei einem Finger oder Phallus wäre solche Bereitschaft, eine Doppelrolle im Dialog zu übernehmen, aber denn doch ein wenig überraschend.

Wie soll aber nun der Text zu übersetzen sein? «Wem der Perkier gehöre ich?» ergibt keinen hinsichtlich der Kommunikationssituation annehmbaren Sinn. «Die Perkier sind es, denen ich gehöre» wäre grammatisch schwierig (man erwartete eher Pluralgenetiv des Pronomens), auch wäre die (topikalisierende) Voranstellung des Besitzers angesichts des einfachen, wertlosen Tongegenstandes bei Vorliegen eines banalen Besitzverhältnisses doch gar nicht gerechtfertigt.

Erst nach langer Suche konnte der dem modernen Betrachter schwer eruierbare Sinn gefunden werden:

«*Perciorum (est), cuius sum* (zu den Perkiern gehört, wem ich gehöre).»

Es liegt also eine Konstruktion mit doppeltem prädikativem *genitivus posse-*

*sivus/partitivus* vor. Der einen prädikativen *genetivus possessivus* enthaltende Relativsatz *púiihsúm* «wessen ich bin» ist seinerseits Subjekt eines ähnlich gebauten Nominalsatzes mit prädikativem *genetivus partitivus*:

«(wörtlich:) Der Perkier (ist) wessen ich bin.»

Man empfängt den Eindruck, dass es sich hier um eine besonders elegante und mit ihrem aufstrebenden Gleichlauf von Untersatz und Obersatz bei formaler Abwechslung (Kopulasatz : Nominalsatz) sogar kunstvolle Formulierung handelt. Achtet man nun noch weiter auf Stabreim und Rhythmus, so liegt die Vermutung auf der Hand, dass der Satz ein Vers ist. Die in den beiden Teilsätzen übermittelte Information «Zu den Perkiern gehört, wem ich gehöre» ist so geschickt in Gedanken und Worte gefasst, dass alles auf nur fünf Silben zusammengezogen erscheint und in einem einzigen Vers von, wie sich bei der Untersuchung weiter gezeigt hat, altüberkommenem Typ untergebracht werden kann.

### § 10 *Bewertung der Textaussage im Hinblick auf die Funktion des Objekts*

Der somit vordergründig erkennbare Sinn der Inschrift lässt auch die Relation von Aufschrift und Textträger verständlich werden. Der keinen Materialwert und keinen unmittelbar in die Augen springenden Gebrauchswert aufweisende kleine Tongegenstand ist eigens zu dem Zweck angefertigt worden, diesen Text zu tragen und als Ausweis der Familienidentität zu dienen. Über die Funktion als Textträger und den Sinngehalt untermalendes Symbol hinaus hat er keine Existenzberechtigung. Eine aus der Epigraphik sonst so geläufige Besitzerinschrift, wie sie Vetter angenommen hat, wäre bestenfalls bei «Etikettenfunktion» des Objekts denkbar. Jedoch findet die Annahme, dass das Objekt auf einem anderen als eine Art Etikette angebracht gewesen sein könnte, keine Stütze. Vielmehr verweist die typische halbierte Form das Denkmal doch recht eindeutig in die Reihe der von Regula Frei-Stolba (wie Anm. 1) ausführlich besprochenen Erkennungsmarken und *tesserae hospitales*.

Zu solcher Gegenstandsfunktion passt der Wortlaut des Textes sehr gut. Er knüpft an das bei Begegnungs- und Erkennungsszenen übliche indogermanische Frageformular «Wer bist du (und) wessen bist du?»<sup>49</sup> an, indem er die seinem Zweck entsprechend formulierte einschlägige Antwort gibt. Er gibt sie als «sprechender Gegenstand» stellvertretend für seinen Inhaber und teilt nicht dessen Identität (durch Angabe seines Individualnamens oder Vornamens), sondern lediglich diejenige seiner *gens* (durch Angabe des *nomen gentile*) mit.

Bei dieser Auffassung verliert das Problem der Formbestimmung des Objekts an Dramatik und Dringlichkeit. Denn selbst wenn es sich bei dem Churer

Objekt nicht um einen Finger, sondern um einen Phallus handeln sollte, würde dies der Funktion einer Erkennungsmarke nicht entschieden zuwiderlaufen. Sowohl in der ägyptischen Hieroglyphenschrift als auch in der sumerisch-akkadischen Keilschrift wird ein (ursprüngliches) Phalluspiktogramm zur Kennzeichnung männlicher Personen (Personennamen) verwendet, und entsprechend könnte ein phallusförmiger Gegenstand als «Ausweis» männlicher Mitglieder der *gens Percia* fungieren. Dass aber die Deutung des Objekts als Finger besser zu einer Erkennungsmarke passt, lehrt zunächst schon der Vergleich mit den *tesserae hospitales* in Form von Händen (Regula Frei-Stolba, Jahresber I, wie Anm. 1, 205f. 217 Anm. 42. 218 Anm. 56), sodann speziell der mit dem in mancher Hinsicht vielleicht nächsten Analogon zum Churer Objekt, nämlich mit

IG XIV 2432 σύμβολον πρὸς Οὐελαυνίου  
«Erkennungsmarke gegenüber den *Uellaunioi*».

Dieser auf einer vollgeformten (nicht halbierten) 12 cm grossen Bronzehand angebrachte Text weist den Inhaber als irgendwie befugt zum Verkehr mit dem Keltenstamm der *Uellaunii* aus (Frei-Stolba *l.c.*). Mit ihm teilt der – unserer Auffassung nach auf einem halbierten Tonfinger stehende – Churer Text die Besonderheit, einen anonymen Inhaber mit einem namentlich genannten Kollektiv zu korrelieren. Während aber der Inhaber in Südfrankreich wohl ausserhalb des genannten Kollektivs steht (etwa als Abgesandter der Griechenkolonie Massalia/Marseille), hat der nunmehr in Chur befindliche Gegenstand seinen einstigen Inhaber in Capua als Angehörigen der dort ansässigen *gens Percia* ausgewiesen.

Die aus dem altüberkommenen Usus der Teilung eines Gegenstands in zwei später einmal zusammenpassende Hälften entwickelte typische «halbe Form» hat im Falle des Churer Objekts offensichtlich neuen Sinn und neue Funktion erhalten. Es handelt sich ja nicht um eine Hälfte eines entzweigebrochenen Gegenstands, zu dem sich irgendwo anders (z.B. in der Obhut eines Gastfreunds) die zweite Hälfte befindet oder wenigstens befunden hat, sondern lediglich um ein schon vor der Herstellung des Objekts festgelegtes Formschema. Unter diesen Umständen bietet sich die oben bereits anvisierte Annahme an, dass das Churer Objekt als eine Art Familienausweis der *gens Percia* fungierte, d.h. seinen Träger als Mitglied (z. B. *filiusfamilias*, Angehörigen des Hauspersonals, Freigelassenen und in der *gens* des Patrons verbleibenden Klienten) auswies und legitimierte. Die Verwendung einer solchen Marke soll hier – aus vorwiegend sprachwissenschaftlicher Sicht – nicht weiter erörtert werden:

Auswärtiger Verkehr, Haus- und Gutsverwaltung, Bankwesen, Postempfang, Ausübung des Wahlrechts und dergleichen mehr bis hin zum Theaterbesuch, sofern damals etwa schon möglich und üblich, gehören zu den potentiellen Anwendungsbereichen (vgl. Frei-Stolba Jahresber I, wie Anm. 1, 203 mit Anm. 35).

Die Deutung des Churer Objekts als Art Familienausweis hat gegenüber einer Auslegung als *tessera hospitalis* im etymologischen Sinn des Ausdrucks noch folgende weitere, ihr den unbedingten Vorzug sichernde Vorteile:

A. Die Bezeichnung des Inhabers als Mitglied der *gens Percia* wäre bei einem Gastfreund nicht zu rechtfertigen. Selbst wenn ein Fremder für die Zeit eines Gastaufenthaltes «wie ein Familienangehöriger» behandelt worden sein sollte, so hätte dies keineswegs seinen offiziellen *status familiae* tangiert. Es genügt, in dieser Hinsicht an die *capitis deminutio* als Folge eines Statuswechsels im römischen Recht zu erinnern.

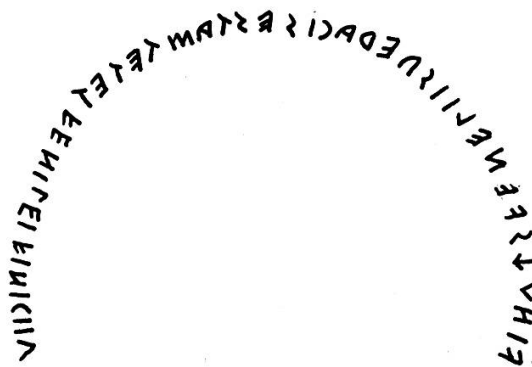
B. Die Auffindung im Residenzbereich der *gens Percia* bei einem Objekt, das man einem *hospes peregrinus* aushändigt, wäre nur unter speziellen Umständen (wie Tod des Gastfreundes während eines Besuchs oder Zurücklassung des Symbolon) ohne weiteres verständlich. Handelt es sich jedoch um ein Objekt, das Angehörigen der *familia* oder der *clientela* (z. B. Freigelassenen, die das Gentile des Patrons führen) der in Capua ansässigen *gens Percia* ausgehändigt worden ist, so ist gut möglich, dass man einem so bedachten Verstorbenen einmal einen solchen Gegenstand ins Grab mitgegeben hat. Die Auffindung des Churer Objekts im Bereich der Nekropolen von Capua ist aus dieser Sicht ohne weiteres verständlich.

### § 11 Die Kontinuität der *gens Percia* in Capua

Die auf dem Churer Objekt genannte *gens Percia* hat uns im Gebiet der Nekropole von S. Maria di Capua Vetere noch ein weiteres Objekt hinterlassen, nämlich einen Bronzekrug (Stamnos) aus der Zeit um 500 v. Chr. (Höhe 38,5 cm; Durchmesser der Öffnung 22 cm), auf dessen oberem Rand eine Inschrift in indogermanischer-italischer (sabellischer) Sprache und etruskischer Schrift linksläufig eingraviert ist (vgl. Anhang). Die Geschichte der Erforschung dieses Denkmals ist recht verschlungen. In der Erstpublikation des italienischen Archäologen Giulio Minervini (Neapel) anno 1854 – desselben, der auch den Churer Bronzefisch als erster publizierte (Regula Frei-Stolba, Jahresbericht II, wie Anm. 1, 227 Anm. 75) – waren nämlich drei Buchstaben weggefallen, weshalb sich der auf ihn zurückgreifende Emil Vetter in seinem Handbuch vom Jahr 1953 (wie Anm. 8) unter Nr. 101 mit einem falschen Text herumzuschlagen

hatte, während bereits Robert von Planta im zweiten Band seiner Grammatik (wie Anm. 8) vom Jahr 1897 (p. 528 unter Nr. 176) den korrekten, aus Fabrettis Corpus übernommenen Wortlaut hatte darbieten können.

Mittlerweile war der Stamnos – anno 1862 – von der Eremitage in St. Petersburg angekauft worden, und da man dort den Text irrtümlich für etruskisch hielt, war dieser der Wissenschaft fast hundert Jahre lang entzogen. Erst die Wiederentdeckung und Neupublikation durch A. I. Kharsekin in Studi Etruschi 26, 1958, 267–269 (mit Abb. 1–2) stellte die Lesung klar (linksläufig, ohne Worttrennung):



*vinuk<sup>b</sup>s veneliis peracis estam tetet venilei viniciiu*

Man versteht unmittelbar «Soundso (Namenformel im Nominativ) hat diese (Akkusativ des Femininum des Demonstrativpronomens) gegeben dem Soundso (Namenformel im Dativ).»

Die Sprache dieses Textes wurde von Robert von Planta (wie Anm 8) II p. 638, damaligem Denken und Wissen entsprechend, als ein «im Munde der Etrusker, wie es scheint, verdorbenes» Oskisch bezeichnet. Heute begreift man sie als dem Umbrosabinischen nahestehendes «Präsamnitisch». Ein möglicher «Umbrosabinismus» ist das Demonstrativpronomen *esto-* (hier in der Form *estam* «diese» Singularakkusativ des Femininum), das im Bereich des Oskisch-Umbrischen sonst nur im Umbrischen und Südpikenischen begegnet, dem Oskischen aber ganz abgeht (vgl. Gerhard Meiser, Glotta 65, 1987, 106 mit Fn. 17). Nach einer im Verlauf der Untersuchung vom Verfasser entwickelten, aber hier nicht breit darzustellenden Theorie sind im «Präsamnitischen» mindestens zwei dialektologisch unterschiedliche Stränge zu vermuten, ein wohl mehr in Südkampanien (Gegend von Neapel) zu belegender «umbrosabinischer» (mit zwei Inschriften im südpikenischen Alphabet und Sprachformen mit Anschluss



im Südpikenischen wie Genetiv auf <sup>o</sup>*es* und *esum* «ich bin») und ein wohl mehr in Nordkampanien einschliesslich Capua beheimateter, der vom nördlich angrenzenden Latium (*adiectum*) her beeinflusst ist. Letzterem wäre die Sprache der Per(a)kier zuzurechnen mit ihrem zum Lateinischen und Vestinischen stimmenden Dativausgang (graphisch) *-u* (= lautlich *-ō* oder *-ō̄*), der dem Oskischen, Umbrischen und – nach den Erhebungen des Verfassers (entgegen Meiser, Glotta 65, 1987, 115f. §§ 4.6–4.7) – auch dem Südpikenischen fehlt. In dieser Hinsicht freilich kaum verwertbar dürfte der Anklang von *estam* «diese» an latein. *istam* «jene (bei dir)» sein, während andererseits die Schwäche des auslautenden *s* in der Form *púúieh* des Idiolekts des Churer Fingers und die hierzu gerade aus Nordkampanien (Tea-num) beizubringende Parallele *opsatuh* (oben § 4) für frühe Ausstrahlung einer in alter Zeit für das Lateinische typischen Lauterscheinung zu sprechen scheinen.

Die beiden Namenformeln konnten durch die Bemühungen mehrerer Forschergenerationen soweit geklärt werden, dass heute auf alle vordringlichen Fragen (Identifikation der onomastischen Funktionsglieder wie Vor- und Familiennamen; Morphologie; Dialektzugehörigkeit; prosopographische Implikationen) eine wie es scheint voll befriedigende Antwort gegeben werden kann.

Schon Robert von Planta, Grammatik (wie Anm. 8) II p. 528 unter Nr. 176 (mit Kommentar p. 638) hat die beiden Namenformeln innerhalb der *catena litterarum* abzugrenzen versucht und folgende Interpretation gefunden:

*Uinucus* (1) *Uenelius* (2) *-ius* (3) *istam dedit Uenili* (4) *Uinicio* (5)

Dabei galten ihm nach Ausweis seines Glossars (p. 698.710f.) die Bestandteile Nr. 1 und Nr. 4 als Vornamen, Nr. 2 und Nr. 5 als Familiennamen, und Nr. 3 als Cognomen. Evident richtig ist hieran die Identifikation der Vornamen, während die der Familiennamen immerhin durch anderweitige Bezeugung eines eindeutigen oskischen Gentile VIÍNIKIÍŚ (Vetter Nr. 11, Bauinschrift der Säulenhalle neben dem Isistempel von Pompei; ferner *Uinucius* in lateinischen Inschriften des oskischen Gebiets) gut abgesichert erscheint. Unklar bleibt allerdings, warum dem Geber eine dreigliedrige, dem Empfänger aber nur eine zweigliedrige Namenformel zugebilligt wird, und schwerwiegende Bedenken ruft der – wie ein Anachronismus erscheinende – Ansatz eines Cognomens für eine Schenkungsformel der Zeit um 500 v. Chr. hervor. Weiter beunruhigt die spiegelbildliche Namenrelation von Geber (*Vinuk<sup>b</sup>'s Veneliis*) und Empfänger (*Venilei Viniciiu*).

Nach Robert von Planta kann Vittore Pisani, dem A. I. Kharsekin im Juli 1958 ein Foto des wiederentdeckten Stamnos zugesandt hatte, die Abgrenzung der Namenformel in der zweiten Auflage seines einschlägigen Werks<sup>50</sup> endgültig

sichern. Doch ist seine lateinische Interpretation

*Vinucus* (1) *Venelius* (2) *Peracius* (3) *istam dedit Venili* (4) *Vinicio* (5)

nicht weiter spezifiziert, und man darf unterstellen, dass er die gleichen Funktionen der Namenglieder wie Robert von Planta annimmt.

Mittlerweile hatte aber schon Emil Vetter in seinem Handbuch (wie Anm. 8) p. 87 trotz falscher Lesung der Inschrift aus der spiegelsymmetrischen Namenrelation von Geber und Empfänger einen für die spätere Forschung richtungweisenden Schluss gezogen:

«Die zweiten Namen scheinen noch reine Patronymika zu sein, keine ausgebildeten Familiennamen. Der Stamnos ist als Geschenk (Neujahrsgeschenk?) vom Vater dem Sohne oder umgekehrt gegeben worden und wurde dem Besitzer ins Grab mitgegeben. Die Namen *vinuxs* und *venel* wechselten in der Familie ab.»

Diese Erkenntnis wird im Jahr 1972 von Helmut Rix, Gentilnamensystem (wie Anm. 43) p. 745 mit Fn. 160 wohlwollend aufgenommen («nicht beweisbar, aber doch sehr ansprechend»), aber noch nicht weiterentwickelt. Es muss wohl die nähere Beschäftigung mit der Frage der Datierung der Binnensilbensynkope gewesen sein, die zur Verbindung der im gleichen Gebiet belegten beiden Namen Vetter Nr. 101 PERAKIS (ca. 500 v. Chr., also präsynkopal) und Vetter Nr. 102 \*PERKIS (belegt im Pluralgenetiv auf einer Inschrift mit Zusatzbuchstaben, also postsynkopal) unter einem einheitlichen Namenstamm Nominativ \**perakis* (aus \**perakios* durch Endsilbensynkope) geführt hat. So hat dann Rix' Doktorand Gerhard Meiser diese Erkenntnis innerhalb des Synkopekapitels seiner Dissertation mitgeteilt (Lautgeschichte, wie Anm. 36, p. 61 mit Fn. 4, siehe oben § 8).

Die Identifikation der Namen des Churer Fingers und des Leningrader Stamnos hat Konsequenzen für die Funktionsbestimmung. Auf dem Churer Finger muss PERKIUM als einziger Bestandteil der Namenformel ein obligatorisches Namenglied sein und kein bloss fakultatives, weshalb der Stamm *per(a)-ki-* als Gentile und nicht als Cognomen zu bewerten ist. Auf dem Leningrader Stamnos liegen damit die beiden äusseren Glieder der ersten Namenformel fest, Nr. 1 (*Venel*) als Vorname und Nr. 3 (*Perakis*) als Familienname. Für das mittlere Namenglied Nr. 2 (*Veneliis*) bleibt nun nur noch die Bestimmung als Filiationsangabe, was die gleiche Einstufung von Nr. 5 (*Viniciiu*) nach sich zieht. Emil Veters glänzende Schlussfolgerung ist somit im wesentlichen bestätigt. Nur das Detail, dass «die zweiten Namen noch reine Patronymika» vor der

vollen Ausbildung des Familiennamensystems seien, muss fallengelassen werden. Denn der Familienname liegt in Nr. 3 (*Perakis*) ja vor, und Nr. 2 (*Veneliis*) mit Nr. 5 (*Viniciu*) ist nicht ein der Entwicklung des Familiennamens vorausliegendes Patronym in der Art von griechisch(-äolisch) *Telamônios Aias*, sondern als synchron neben dem Familiennamen stehendes Filiationspatronym gewöhnliches, fakultatives Glied der gemeinitalischen Namenformel. Die Einführung des italischen *nomen gentile* liegt um 500 v. Chr. schon weit zurück, sie muss in der dunklen Zeit vor dem Einsetzen der ersten Schriftzeugnisse (gegen Ende des achten Jahrhunderts) erfolgt sein.

Man versteht nun die Asymmetrie der Namenformeln von Geber und Empfänger, denn bei Blutsverwandtschaft müssen beide Männer derselben Familie angehören. Das *nomen gentile* wird deshalb nur einmal – und zwar bei der ersten Gelegenheit – ausdrücklich genannt, in der zweiten Namenformel dann als selbstverständlich subintelligiert. Hinsichtlich der Personen ist anzumerken, dass eher der Vater als Geber und der Sohn als Empfänger in Frage kommt denn umgekehrt. Denn die formelle Ausdrucksweise mit *nomen gentile* ist etwas auffällig (vgl. Rix, Gentilnamensystem, wie Anm. 43, p. 746 «In Gefäßaufschriften wird freilich gerne eine inoffizielle Ausdrucksweise gebraucht . . . Fehlen des Gentilnamens . . .»), aber gut motiviert, wenn hier ein «Familienerbstück» vom Vater dem Sohn übereignet und dieser Akt durch die Schriftgravur ausdrücklich festgehalten wird. Was Vettors Vermutung eines Neujahrs-geschenks betrifft, so war sie auf eine falsche Textlesung gegründet<sup>51</sup> und muss jetzt aufgegeben werden.

Auch in chronologischer, dialektgeographischer und morphologischer Hinsicht ist nun alles in guter Ordnung. Während die seit dem vierten Viertel des fünften Jahrhunderts v. Chr. Kampanien überflutenden oskischen Samniten mit den Römern den Usus teilen, Filiationsangaben in Form eines genetivischen Vatersvornamen den obligatorischen Namengliedern *praenomen* und *gentile* nachzustellen (z. B. Vetter Nr. 94 A aus Capua, Periode Iovila C: *Minnieís Kaisillieís Minateís* «des *Minnius Caesillius*, des Sohnes des *Minatus*»), begegnen auf dem Leningrader Stamnos zwei Besonderheiten, die seine präsamnitische Sprachform mit dem spezifischen Namenformular der Umbrier und der mittelitalischen Sabeller verbinden. Als erstes ist da die Binnenstellung der Filiationsangabe zu notieren, von der Helmut Rix, Gentilnamensystem (wie Anm. 43) p. 748, § 4.162 lehrt:

«Die Reihenfolge Praenomen-Filiationsangabe-Gentile liegt seit Beginn der einheimischen Überlieferung im Umbrischen und den diesem nahestehenden Dialekten der Volsker, Äquikuler und Marser vor.»

Besonders wertvoll erscheint am Leningrader Stamnos, dass sein Zeugnis über zweihundert Jahre älter als das der genannten Stammesüberlieferungen ist. Erreicht oder sogar übertroffen wird es in dieser Hinsicht nur durch zwei kürzlich von Gerhard Meiser beigebrachte Belege aus dem Südpikenischen wohl des 6. Jh. v. Chr. (Kratylos 32, 1987, 117).

Als zweite Besonderheit ist die Anführung der *praenomina patris* nicht im Genetiv, sondern in Form patronymischer Adjektive (‹der Venelische›, ‹der Vinukische›) zur Kenntnis zu nehmen. Diese Erscheinung besitzt sehr wahrscheinlich die gleiche Verbreitung wie die – wohl mit der Wortart zusammenhängende und durch sie bedingte – Binnenstellung der Filiationsangabe, ist aber wegen des Gebrauchs von Abkürzungen (Praenomensiglen) viel schwerer zu belegen als diese (Rix, Gentilnamensystem, p. 706; Meiser, Glotta 65, 1987, 122f. mit Fn. 92). Deshalb kommt dem Leningrader Stamnos hier wiederum besonderer Zeugniswert zu. Etwas überraschend ist das Aufscheinen «längerer» Ausgänge (*Veneliis* mit <sup>o</sup>*iis* gegenüber umbr. *Titis* und südpiken. *Petronis* mit <sup>o</sup>*is*). Entweder ist hier das komplexe Suffix zur Anwendung gekommen (wie in Anm. 43 beschrieben), oder die zugrunde liegenden Vornamen sind im Präsamnitischen i-Stämme, deren Stammauslaut *i* zusammen mit dem patronymischen Adjektivformans <sup>o</sup>*-iō-* die «lange» Stammgestalt ergibt (also Nominativ <sup>o</sup>*iiōs*, mit Endsilbensynkope <sup>o</sup>*iis*).

Der Leningrader Stamnos und der Churer Finger zusammengenommen ermöglichen also interessante Einblicke in die Geschichte einer alteingesessenen Familie Kampaniens. Sie trägt einen nicht nach etruskischer (*\*perake-na-*), sondern nach indogermanischer Weise von einem gewiss indogermanischen Vornamen *\*Perako-* oder *\*Pereko-*<sup>52</sup> abgeleiteten Familiennamen *\*Perakio-* und führt den nichtetruskischen Vornamen *\*Vinuc-*<sup>53</sup>. Ihre enge Verflechtung mit den um diese Zeit (bis zur Seeschlacht von Cumae 474 v. Chr.) sich noch ungebrochener Macht erfreuenden Etruskern Kampaniens wird für uns sichtbar im Führen des etruskischen Vornamens *Venel* über mindestens drei Generationen (der des Empfängers und der seines Grossvaters), ferner auch im Gebrauch der etruskischen Schrift. Noch in der Zeit nach der Samnitisierung hält sie an präsamnitischen idiolektalen Zügen fest, wie man aus dem *e* der Form *púiiēh* auf dem Churer Finger ersieht. Den neuen Verhältnissen entsprechend bedient sie sich nun des oskischen Nationalalphabets. Zu einer alteingesessenen und vielleicht im Lauf der Jahrhunderte schon weit verzweigten *gens* scheint auch die Einführung eines «Familienausweises» zu passen, von dem sich nach unserer Interpretation ein Exemplar im Churer Objekt erhalten hätte.

Da sich die *gens Percia* in sprachlicher Hinsicht als Träger präsamnitischer Tradition erweist, wird man sich auch die Frage vorlegen, inwieweit der Vers

von Chur, der laut unserem § 12 ein schon im sechsten Jahrhundert bei den Pikentern nachweisbares stabreimendes trochäisches Schema erkennen lässt, seine Existenz der Kulturtradition alteingesessener (und vielleicht besonders einflussreicher) *gentes* verdankt. Ich schliesse diese Betrachtung mit dem Hinweis, dass der aus Kampanien stammende *Cn. Naevius* als Träger eines Familiennamens, der ebenfalls schon in präsamnitische Zeit in Kampanien belegt ist (Vetter Nr. 117, Textzitat oben § 3), in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in Rom saturnische Verse dichtet, die in manchen Einzelheiten mit dem Churer Vers eng verwandt erscheinen.

### *§ 12 Stabreim, Homoioteleuton und Rhythmus; Zeugnischarakter des Churer Verses als Bindeglied zwischen frühitalischer und lateinischer Verstradition*

Nichts wäre verkehrter als hinter jeder alten Inschrift einen Vers zu vermuten. Denn selbst wenn ein skandierbarer Rhythmus zweifelsfrei nachgewiesen wird, kann er sich zufällig eingestellt haben, ohne dass der Textverfasser einen Vers schaffen wollte oder auch nur mit Verstechniken vertraut war<sup>54</sup>. Für das Vorliegen von Dichtung sind vielmehr der stilistische Abstand von der Alltagssprache und die künstlerische Qualität eines Sprachgebildes die wichtigsten Anzeichen, und es gilt, sie intuitiv zu erfassen und dann wissenschaftlich zu explizieren. Ist das, was man mit dem schönen Bild von «der Vermählung des Inhalts mit der Form» kurz umschreiben kann, deutlich geworden, so darf man ein überliefertes Sprachgebilde als beabsichtigtes Versgebilde ausgeben.

Im Fall des Churer Fingers muss eine Entscheidung wegen des geringen Textumfangs – nur drei Worte – natürlich problematisch erscheinen. Aber man sollte berücksichtigen, dass sicherlich keine allzu banale Inschrift vorliegt, denn anders hätte ihr Sinn nach der korrekten Identifikation aller drei Wortformen (Emil Vetter anno 1926, wie Anm. 9 und 15) doch nicht solange verkannt werden können. Oben § 9 ist versucht worden, die anspruchsvolle Syntax klarzulegen – zweistufige genetivische Prädikation mit einem Relativsatz als Subjekt eines dessen inneren Bau variierend wiederholenden Hauptsatzes – und das Spannungsverhältnis von Informationsgehalt («Zu den Perkiern gehört, wem ich gehöre») und Textumfang (nur fünf Silben) zu beobachten. Kunstvolle Syntax, hohe Informationsdichte, auch die Gesprächsform – obschon häufig genug in Prosa begegnend – gehören zu den Qualitäten, die den durch die elegante Gedankenführung und die geschickte Ausdrucksweise genährten Verdacht auf Verscharakter des Churer Texts noch weiter bestärken.

Der aufgrund all dieser Indizien anzunehmende Vers bildet eine abgeschlossene Sinneinheit mit einem Sinneinschnitt hinter *perkiu*m, der mit einer Teil-

satzgrenze zusammenfällt und den Vers in zwei ungleiche Hälften teilt. Diese sind nach dem Prinzip der wachsenden Glieder angeordnet und halten sich nach der Verbindung von Aussagegewicht und Umfang ungefähr die Waage. Wer sich nicht scheut, etwas zu präjudizieren, wird diesen Einschnitt spontan als Zäsur eines Saturnierhalbverses ansprechen. Aber auch ohne den Seitenblick nach Rom ist die weitere formale Betrachtung beider Versglieder lohnend. Ihre symmetrische gegenseitige Lautverknüpfung durch Stabreim *p : p* am jeweiligen Kolonanfang und Homoioteleuton *um : úm* am jeweiligen Kolonende sind nicht zu überhören. Was aber den Rhythmus angeht, so kann die zunächst reichlich amorph erscheinende Folge von lauter Längen durch Rekurs auf den Wortiktus (bei ja bedenkenlos anzunehmender Initial- oder Paenultimabetonung) leicht als trochäisch erkannt werden:

´ x / ´ x / ´ .

Es ist also alles andere als bare Willkür, wenn man sich dazu entschliesst, ein so kurzes, doch offensichtlich recht kunstvoll gestaltetes Sprachgebilde wie den Churer Text als Vers zu bewerten. Man müsste sich schon krampfhaft verstaubt stellen, wollte man alle einhellig in diese Richtung weisenden Indizien kommentarlos beiseite schieben. In dieser Situation ist nun Paolo Poccettis<sup>55</sup> Aufgreifen von J.F.K. Dirichs' (wie Anm. 54, p. 81 und 89) Ansicht über den Verscharakter der Tellerinschriften von Teanum von besonderem Interesse, da diese die Vershälften mit dem Endreim schmücken. Der in drei Varianten (A, B, C) bezeugte Text lautet in Version C<sup>56</sup>:

*Beriumen ánei / upsátuh sént Tiiáni*

«Im (Haus) der Berier auf der Töpferscheibe sind sie hergestellt in Teanum.»

Poccetti hat den Nachweis des Verscharakters sehr umsichtig geführt. In Hinblick auf den – von ihm leider beiseite gelassenen – Churer Text ist natürlich ausser der Ähnlichkeit der zu vermutenden Versform noch die Klammer der gemeinsamen Isoglosse *s > h* und weiter die Anbringung des kurzen Verstextes auf einem Gebrauchsgegenstand zu beachten. Beide Denkmalgruppen – Teanum wie Chur – stehen anscheinend in einer sublitterarischen, sich der Versform bedienenden Reklame- und Propagandatradition, die sich in Mittelitalien fast seit dem Aufkommen der Schrift beobachten lässt und so bekannte Stücke wie den griechischen Ischiabecher (um 720 v. Chr. oder etwas früher) und den lateinischen Duenosdreinapf (siehe die Interpretation im Abbildungsanhang) hervorgebracht hat. Weiteres Inschriftenmaterial zur altitalischen Reklame findet man in einer kürzlich erschienenen Studie von Robert Schmitt-Brandt<sup>57</sup>.

Wichtiger als solche kommerzielle – oder jedenfalls utilitaristische – Reaktion auf die hohe Literatur ist für uns wohl diese selbst. In diesem Zusammenhang wird man zunächst an den Zeitgenossen des Churer Objekts und ersten namentlich bekannten römischen literarischen Autor Appius Claudius Caecus denken, dessen überlieferte Sentenz «jeder ist seines Glückes Schmied (*fabrum esse suae quemque fortunae*)» auf der bekannten, aber viel jüngeren poetischen Grabschrift von Pentima im Pälignerland ein vielbeachtetes Echo gefunden hat (Vetter Nr. 214 *forte faber*, paläographische Datierung Mitte des 1. Jh. v. Chr.) Da diese – und die nah verwandte «Herentasinschrift» (Vetter Nr. 213) – auf nordoskischem Gebiet mit südpikenischem Substrat gefunden sind, bestand nun für den Verfasser Veranlassung, die schon wegen ihrer regelmässigen Stabreime äusserst «poesieverdächtigen» pikenischen Inschriften wieder einmal vorzunehmen. Dabei war es möglich, die metrische und – aufgrund der ausgezeichneten Vorarbeit von Anna Marinetti<sup>58</sup> und Gerhard Meiser<sup>59</sup> – auch die sprachliche Dekodierung zügig durchzuführen. Im Abbildungsanhang werden die lohnendsten Stücke kurz vorgestellt, nämlich:

#### A. «Kleobis und Biton» in Pikenum:

Es handelt sich um das trochäische Epigramm (6. Jh. v. Chr.) des Cippus von Castignano<sup>60</sup> auf einen durch *pietas erga parentes* verdienten Pikenter. Die Anregung zur Schaffung dieses Denkmals mag durch einen Besuch in Delphi gewonnen worden sein, wo später das um 500 v. Chr. gegründete adriatisch-italische Hafenemporion *Spina* sogar ein eigenes Schatzhaus unterhielt (Strabo IX 3,8). Dort konnten die etwa vom Hafen Adria aufgebrochenen italischen Griechenlandreisenden das Denkmal bewundern, das die Argeier nach der Überlieferung des Herodotos (I 31) ihren beiden Protagonisten der Kindesliebe hatten errichten lassen. Aber es wird auch andere Gelegenheiten gegeben haben, die Bekanntschaft eines solchen Denkmals zu machen<sup>61</sup>. Der Verstyp dieses Epigramms – stabreimende Kurzzeilen zu je zweieinhalb trochäischen Füßen – ist mit dem des Churer Fingers identisch. Durch dieses Ergebnis hat das Ringen um die korrekte Bewertung von Chur eine nachträgliche Bestätigung und – gewissermassen – Belohnung gefunden.

#### B. Ein «Horatius Cocles» der Sabiner:

Es handelt sich um das trochäische Epigramm (6. Jh. v. Chr.) auf einen sabini-schen Helden namens *Tit(o)s* (Sohn) des *Trebege(io)s* auf einer der Stelen von

Penna S. Andrea<sup>62</sup>. Der Vers weist eine dem Finger von Chur vergleichbare Stabreimtechnik auf, doch liegt die Zahl der Trochäen höher, und mitunter lassen sich zwei Kurzverse zu regelrechten Septenaren im Stil des Plautus zusammenfassen. Die für dieses Denkmal vorgeschlagene Namengebung orientiert sich am Bericht des römischen Historikers *Titus Livius* (II 10), demzufolge der Römer *Horatius Cocles* – im Krieg gegen *Porsenna* zu Beginn der römischen Republik – die Tiberbrücke allein gegen die Feinde gehalten hatte und dafür zu Lebzeiten ein vom Staat an der Kampfesstätte errichtetes öffentliches Denkmal zugiebilligt erhielt. Die direkte Ausstrahlung solcher heldenehrenden Epigrammatik reicht bis in die hochklassische Römerdichtung zu ihrem prominenten Vertreter Horaz herab, der entsprechende Traditionen entweder aus der oskischen Nachbarschaft seiner süditalischen Heimat (von ihm c. III 4,10 liebevoll als *nutrix Pullia* bezeichnet) oder aus dem Familienarchiv der als Kolonisten nach *Uenusia* gegangenen *stirps* der Horatier gekannt haben wird und offensichtlich aus irgendeiner Quelle gekannt haben muss.

### C. Die *atlateinische Duenosinschrift*:

Aufgrund der aus dem Pikenischen empfangenen Belehrung konnte schliesslich auch die schon öfter in der Fachliteratur – jeweils mit einigen Fehlern – vorskandierte und zuletzt wohl wieder von Poccetti (wie Anm. 55, p. 213) postulierte Vergestalt der Duenosinschrift entschlüsselt werden. Nach Massgabe der Versifikation war dann auch der – sich dem Vers eng anschmiegende – Satzbau leicht zu ersehen, und schnell war eine geschlossene, allen Einzelheiten Rechnung tragende und kein Iota antastende neue – nun hoffentlich gültige – Gesamtinterpretation dieses vielumrästelten Textes gewonnen, wobei der Umstand besonders förderlich war, dass gerade Helmut Rix<sup>63</sup> und Dieter Steinbauer<sup>64</sup> zwei der schlimmsten Stolpersteine aus dem Weg geräumt und sich die in Frage kommenden Interpretationsmöglichkeiten reiflich überlegt hatten. Dieser Text zeigt uns nun die andere Seite des iambisch-trochäischen Versgeschlechts, nämlich flotte Iamben, deren offensichtlich sekundäre, sublitterarische Verwendung für Alltagszwecke als um Jahrhunderte älteres Analogon zum Churer Vers von Interesse ist.

Der Betrachter steht wohl zunächst staunend an der Schwelle zur Welt altitalischer Versdichtung, die bislang nur aus stark verdunkelten Quellen (*carmina* der Salier und der Arvalbrüder) mehr zu erahnen als zu erkennen war, und die ihm jetzt der «Fingerzeig von Chur» erschliesst. Dabei kommen Existenz und konkrete Beschaffenheit dieser Versgebilde keineswegs überraschend. Beispielsweise sind kürzlich die Akten eines in Freiburg/Breisgau abgehaltenen



Symposiums über die Anfänge der lateinischen Literatur erschienen, bei dem sich alle Teilnehmer über die Existenz von Versdichtung schon lange vor dem Epochenjahr 240 v. Chr. einig waren<sup>65</sup>. Die in den im Anhang mitgeteilten Texten nun offen vor Augen liegenden spezifisch italischen Modifikationen griechischer Prosodie und Verstechnik – wie Iambenkürzung und Übergang von der Dipodie zum Versfuss – sind für die Dichtung in Roms Frühzeit bereits vor über sechzig Jahren von Eduard Fraenkel mit aller Entschiedenheit postuliert worden<sup>66</sup>. Was die Sprachformen anbelangt, so wird auch die vergleichende Grammatik mit interessanten Archaismen wie frühlat. *o(p)petoit* (ursprüngliche Optativform = altind. *pátet*, eine Theorie N. S. Trubetzkoy's aus der Festschrift Kretschmer, wie Anm. 9, in einem wesentlichen Teil glänzend bestätigend) und der Anastrophe *feced en = infecit* reichlich bedacht, aber keineswegs überrascht.

Der Churer Text ist in diesem Zusammenhang als zeitliches Bindeglied und einer sprachlich konservativen, alteingesessenen Familie entstammendes Zeugnis von allerhöchstem Interesse. Das wohl von der Mehrzahl der Forscher ohnehin künftig kaum zu bezweifelnde Bestehen einer Kontinuität zwischen der ersten Welle graecoitalischer Versifikation des 6. Jh. v. Chr. und der zweiten Welle seit 240 v. Chr. kann durch ihn sozusagen dokumentarisch belegt werden, sofern sich unsere Ergebnisse bewähren. An besonders augenfälligen und der aktuellen Fachdiskussion wohl weitgehend entsprechenden Konsequenzen dieser anzunehmenden Kontinuität für die lateinische Prosodik, Verskunde und Literaturgeschichte im allgemeinen sollen hier die folgenden kurz aufgezählt werden:

#### I. Saturnierdichtung seit *Liuius Andronicus* und *Cn. Naevius*:

Die Abstammung des Saturniers aus einer anscheinend der Epodentechnik verdankten Verbindung zumeist iambischer und trochäischer Kurzverse (letzterer als Entsprechung sowohl von Trochäen als auch von – wegen der vielen *breuia* den Italikern unbequemen – Daktyloi), die nach graecoitalischer Weise in erster Linie quantitierend gebaut sind, gleichzeitig aber den Wortakzent berücksichtigen und in alter Stabreimtradition stehen, wird nun greifbarer. Einschlägige Anschauungen Friedrich Leos<sup>67</sup> dürften sich in vieler Hinsicht als richtig erweisen. Andererseits suggerieren die neuerschlossenen Zeugnisse auch manchmal neue Skandierungen, z. B. wird man nach dem Muster des «Kleobisverses» bzw. Churer Verses jetzt in *Odusia 1* für den Abvers die dem daktylischen Original näher kommende Skandierung *insĕċĕ uĕrsūtúm* gegenüber der üblichen *insecé uersútum* sehr ernsthaft in Betracht ziehen<sup>68</sup>. Überhaupt ist zu

erhoffen, dass die ziemlich verfahrenere Diskussion um die Baugesetze des Saturniers neue Perspektiven gewinnt<sup>69</sup>.

### 2. Szenische Sprechverse:

Die vom Griechischen abweichenden Besonderheiten sind schon seit Anfang des 6. Jh.v.Chr. angebahnt und ausgebildet, und zwar bis in Feinheiten hinein wie die Lang- und Kurzmessung der Erstsilbe des Pronominalstamms *isto-* (Länge: «Kleobis» 5, Kürze: «Horatius Cocles» 1). Da solche Phänomene auch im nichtindogermanischen Text der nordpikenischen Stele von Novilara (mit trochäischen Vierfüsslern bzw. *versus quadrati*) begegnen, wird die Frage nach dem Ursprung mancher aus dem indogermanischen Latein schwer verständlicher Details (wie Iambenkürzung geschlossener Silben) neu zu stellen sein. Die besondere Leistung des Liuius Andronicus mag darin bestehen, die anscheinend in italische Kurzverse gebrochenen Langverse wieder restituiert zu haben. Die Spontaneität und Souveränität, mit der sich Plautus der trochäisch-iambischen Sprechverse bedient, ist Frucht jahrhundertalter einheimisch-italischer Kunstübung.

### 3. Daktylische Dichtung seit Ennius:

Die für die Römer wichtige Rolle des Wortiktus im Vers leitet sich aus italischer Tradition her. Infolge der Nähe des «Kleobisverses» mit aufgelösten Senkungen (´ ∪ ∪ / ´ ∪ ∪ / ´) zum Hemiepes ist der Transfer einheimischer Techniken entschieden erleichtert. Durch die gelegentliche Auflösung von Hebungen im Hexameter<sup>70</sup> – für griechische Massstäbe unerhört – erweist sich Ennius als Eleve einheimischer Trochäenverskunst mit *uérribus quós olím* (Hemiepes = «Kleobisvers» = «Saturnierabvers» in der oben Punkt 1 proponierten Skansion) *Faunéi uatésque canébant* (3,5 Iamben = Saturnieranvers), bekundet jedoch mit solchem Programmvers *annales* 207 Skutsch (= 214 Vahlen) durch die Verkehrung des Versbaus und die dadurch erzielte Veredlung zum Hexameter sehr anschaulich den Abschied von italischer *rusticitas* und den Eintritt in die unmittelbare grosse hellenische Tradition als reinkarnierter Homer. Die Fähigkeit, aus innerstem Mark (*medullitus*) feurige Verse (*uersus flammeos*) hervorzubringen, ist weiterhin die des «poetischen Muttersprachlers». Hinsichtlich der Stabreimtechnik liefert «Horatius Cocles» 6 *tu<sub>2</sub>tas trebegies titu<sub>2</sub>i<sub>2</sub>* mit Dentalen in jedem Wort (insgesamt 5) geradezu das Vorbild zum ennianischen Feuerwerk *annales* 104 Skutsch (= 109 Vahlen) *O Tite, tute, Tati, tibi tanta,*

*tyranne, tulisti*, wiederum mit Dentalen in jedem Wort, diesmal insgesamt zwölf.

(Besonders zu beachten die Gleichheit des Vornamens *Titus* und die mögliche raffinierte Ersetzung einer sabinischen Wortform vom Stamm *\*toutā-/ \*tōtā-/ \*tūtā-* ‚Volk‘ durch latein. *tūte* ‚du‘; es wird also eine sabinische Stabreimformel mit dem Wort für Volk und dem Vornamen *Titos* vorausliegen, wie wir sie ja in «Horatius Cocles» schon seit Marinettis Textvorlage anno 1985 – auch ohne die dekodierte Metrik – klar lesen können).

#### 4. Äolische Verse der Klassik:

Der von Horaz in die römische Literatur eingeführte Asclepiadeus ähnelt sehr stark zwei synaphisch zusammengefügt «Kleobisversen», wobei die dem griechischen Vorbild abgehende Mittelfuge (-zäsur, -diärese) noch die Machart erkennen lässt<sup>71</sup>. Durch gewisse Retouchen (z. B. Besetzung der «äolischen Basis» des Versanfangs durch zwei Längen nach Catulls Vorgang) verleiht Horaz dem Vers italischer Weisen (*Itali modi*) äolischen Schliff und rühmt sich dieser Tat ausdrücklich (Carmina III 30, 12–14). Im Lautkolorit schimmert noch die Stabreimtechnik des «Kleobisverses» durch, z. B. (I 1, 2) *dulce decus meum* (mit *d : d*). Die berühmte Ode (III 30) *Exegi monumentum* greift den Gedankengang eines italischen Heldenepigramms nach Art des sabinischen «Horatius Cocles» systematisch auf, wobei Horaz – vielleicht nach der Verpflichtung des *superare gloriam maiorum* (vgl. das Scipionenelogium CIL I<sup>2</sup> 10,6) – bemüht ist, die Vorgabe Punkt für Punkt zu übertrumpfen.

Nach all dem wird man auch dem Problem einer sabellischen und oskischen Literatur neues Interesse entgegenbringen<sup>72</sup>. Im Kontext der Diskussion über die Entlehnung der germanischen Runenschrift wird man künftig auch Vergleiche zwischen der freilich erst seit 400 n. Chr. epigraphisch fassbaren Verstechtechnik der Stabreimzeile und den altitalischen potentiellen Vorbildern nicht länger verschmähen.

Der sprachwissenschaftliche Kommentar, dessen Ausarbeitung auf manche Nachbargebiete geführt hat, ist mit diesem kurzen Ausblick auf einige Konsequenzen der zum Churer Objekt erarbeiteten Ergebnisse für die Geschichte der poetischen Formensprache abgeschlossen.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Inv.nr.K 406: REGULA FREI-STOLBA, Die Erkennungsmarke (tessera hospitalis) aus Fundi im Rätischen Museum Chur, 1. Teil, Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 113, 1983, 197–220 (auch separat erschienen: Jahresbericht 1983 des Rätischen Museums Chur), im folgenden = Jahresber I; DIES., Die Erkennungsmarke (tessera hospitalis) aus Fundi im Rätischen Museum Chur, 2. Teil, Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 114, 1984, 213–240 (auch separat erschienen: Jahresbericht 1984 des Rätischen Museums Chur), im folgenden = Jahresber II; DIES., Zur ‹Tessera Hospitalis› aus Fundi (CIL I<sup>2</sup> 611), ZPE 63, 1986, 193–196 mit Taf. XII b,c.
- <sup>2</sup> Seit der Publikation in Jahresber I und II sind weitere Aufsätze und Studien zu diesen frühen Erkennungsmarken erschienen sowie auch neue Exemplare in Spanien gefunden worden, vgl. vor allem zu CIL I<sup>2</sup> 611 nun J. KRUMMREY, add. tert. (1987) p.918 und 1109–1110 (ad CIL I<sup>2</sup>2825.3465.3466) sowie im Abbildungsband Tafel 120 Abb.2–3; in einem allgemeineren Rahmen GABRIEL HERMAN, Ritualised Friendship and Greek City, Cambridge 1987, bes. 61ff.; zu den *tesserae hospitales* in Spanien s. ROBERT ETIENNE, PATRICK LE ROUX, ALAIN TRANOY, La *tessera hospitalis*, instrument de sociabilité et de romanisation dans la péninsule ibérique, in: Sociabilité, pouvoirs et société, Actes du colloque de Rouen 24/26 novembre 1983, Rouen 1987, 323–336, wo dreizehn Stücke aus der Zeit der Unabhängigkeit und der Republik (davon 7 im iberischen Alphabet) und einundzwanzig aus der Kaiserzeit nachgewiesen sind. Hinzu kommt – für den vorliegenden Zusammenhang sehr wichtig – eine weitere Tafel in Tierform, auf die Heiner Eichner unten eingehen wird (zu den Tierformen s. Jahresber I Anm. 15), s. C. GARCIA MERINO und M. L. ALBERTOS FIRMAT, Una nueva Tessera hospitalis con texto en lengua celtibérica, hallada en Uxama (Soria), in: Actas del III coloquio sobre lenguas y culturas paleohispanicas (Lisboa, 5–8 noviembre 1980) Acta Salamantica, Filosofia y letras 162, Salamanca 1985, 311–317. Zu den hier nicht weiter zu behandelnden Patronatstafeln der Kaiserzeit vgl. die Untersuchung der Neufunde von CARMEN CASTILLO, Epigrafía jurídica romana de Hispania en el ultimo decenio: Época imperial, in: Epigrafía jurídica romana, Actas de coloquio internacional AIEGL, Pamplona 9–11 abril de 1987, Pamplona 1989, 277–285 (mit früherer Lit.); zur Tafel von Valladolid (134 n. Chr.) s. bes. A. BALIL ILLANA und R. MARTIN VALLS, Tessera hospitalis de Montealegre de Campos (Valladolid), Valladolid 1988.
- <sup>3</sup> Zu den spezifisch römischen Patronatstafeln s. zusätzlich zu Jahresber I und II sowie zu oben Anm. 2 nun auch J. TOULOUMAKOS, Zum römischen Gemeindepatronat im griechischen Osten, Hermes 116, 1988, 304–324; und bes. JOHN NICOLS, Patrons of Greek Cities in the Early Principate, ZPE 80, 1990, 81–100; Patrons of Provinces in the Early Principate: The Case of Bithynia, ZPE 80, 1990, 101–108.
- <sup>4</sup> Zu ROBERT VON PLANTA, dem Verfasser einer oskisch-umbrischen Grammatik und Begründer des Bündner Namenbuches s. kurz Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, hsg. v. H. TÜRLER u.a., Bd. V, Neuenburg 1929, 451 Nr. 58; ein knapper Nachruf auch im Bündner Monatsblatt 1938, 30, bei A. BRÜCKNER, Neue Schweizer Biographie, Basel 1938, 408 und Notiz im Indogermanischen Jahrbuch 22, 1938, 384 mit Frontispiz; s. auch Robert von Planta, Erinnerungsblätter, zusammengestellt von Gaudenz von Planta, Fürstenau 1942 (37 S. mit Portrait). Robert von Planta starb im

Alter von 74 Jahren am 12. Dez. 1937. Die Schenkung der Erben erfolgte 1939, s. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 69, 1939, S. XX.

- <sup>5</sup> ERNST RISCH, Zürich, Brief vom 18.12.83, vgl. Jahresber I 199 mit Anm. 6.
- <sup>6</sup> S. von historischer und rechtshistorischer Seite (nur die wichtigsten neueren Aufsätze; die Literatur wird im zweiten Artikel kommentiert): PIERO DE FRANCISCI, *Primordia civitatis*, Rom 1959; dann zur alten Klientel: NORBERT ROULAND, *Pouvoir politique et dépendance personnelle dans l'Antiquité romaine. Genèse et rôle des rapports de clientèle*, Coll. Latomus 166, Brüssel 1979; E. FERENCZY, Über die alte Klientel, *Oikumene* 3, 1982, 193–201; dazu die Kontroverse zwischen LEON-ROBERT MENAGER, *Systèmes onomastiques, structures familiales et classes sociales dans le monde gréco-romain*, *Studia et Documenta Historiae et Iuris* 46, 1980, 147ff. und GENNARO FRANCIOSI, «Nomen gentilicium», a proposito di uno studio recente e di un pregiudizio antico, *Sodalitas, Scritti in onore di Antonio Guarino*, Neapel Bd. IV, 1984, 1577–1592. KURT A. RAAFLAUB (hsg.), *Social Struggles in Archaic Rome. New Perspectives on the Conflict of the Orders*, Berkeley-Los Angeles 1986, passim. Im besonderen: EMILIO PERUZZI, *Origini di Roma, I: La Famiglia*, Florenz 1970; GENNARO FRANCIOSI, *Clan gentilizio e strutture monogamiche. Contributo alla storia della famiglia romana*, Neapel 1983<sup>3</sup>, dazu HANS-GEORG KNOTHE, *Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Rom. Abt.* 102, 1985, 527–537. S. ebenfalls GENNARO FRANCIOSI, *Ricerche sull'organizzazione gentilizia romana I*, Neapel 1984, II, Neapel 1988, mit den Rezensionen: JACQUES POU CET, *Labeo* 31, 1985, 201–203; JEAN-CLAUDE RICHARD, *Labeo* 31, 1985, 82–83; MAXIME LEMOSSE, *L'organizzazione gentilizia romana*, *Labeo* 35, 1989, 349–352. GENNARO FRANCIOSI, *Una ipotesi sull'origine della clientela*, *Labeo* 32, 1986, 263–281. Zu weiterer sprachwissenschaftlicher Literatur, insbesondere zum grundlegenden Aufsatz von HELMUT RIX s. unten § 8 Anm. 43.
- <sup>7</sup> Inv. Nr. K 331\*
- <sup>8</sup> ROBERT VON PLANTA, *Grammatik der Oskisch-Umbrischen Dialekte*, 2 Bde., Strassburg 1892 und 1897, im 1897 erschienenen zweiten Band p. 526 unter Nr. 164a, mit Erläuterungen im Anhang zum Textteil p. 637. Die Strassenkarte zu Kampanien (*carta stradale regionale, scala 1:250 000*) verzeichnet drei Ortschaften Curti in der circoscrizione Caserta. Bei der von VON PLANTA genannten Ortschaft handelt es sich um jene bei Sta. Maria Capua Vetere (s. seine Bemerkung zu Nr. 165). Sie gehört zum Bereich der alten Nekropole von Capua, weshalb aus Curti und seiner unmittelbaren Nachbarschaft noch zahlreiche weitere oskische Sprachdenkmäler stammen, so ausser EMIL VETTER, *Handbuch der italischen Dialekte, I. Band* (mehr nicht erschienen), Text mit Erklärung, Glossen, Wörterverzeichnis, Heidelberg 1953 (im folgenden: VETTER) Nr. 99–106 noch die Iovilainschriften vom Fondo Patturelli (VETTER Nr. 75.77.79.82–90.94) und die Fluchtafeln VETTER Nr. 4 und Nr. 6 («Fluch der Uibia»).
- <sup>9</sup> EMIL VETTER im Rahmen seines Aufsatzes «Etruskisch *ikam* und das Verhältnis des Etruskischen zu den indogermanischen Sprachen», in: *Festschrift für PAUL KRETSCHMER*, Wien/Leipzig/New York 1926, 279–288 (Zitat 282).
- <sup>10</sup> Die Querhaste des P fehlt heute (nur als Art Schatten zu erahnen), von den Buchstaben E und R fehlen oben zwei Drittel, und von K sind nur die Füße erhalten. Hinter dem M steht auf halber Zeilenhöhe ein Punkt.
- <sup>11</sup> Beide U sind mit einem Punkt versehen (= *ú*).

- <sup>12</sup> Namen oder Apellativa wie \**perdus*, \**perdius* gibt es anscheinend nicht, und auch der Anschluss an das Verbum *ai. pardate* «furzen» drängt sich nicht gerade auf.
- <sup>13</sup> Nichtbeachtung eines solchen Details seitens ROBERTS VON PLANTA mag zwar durch Platzrücksichten diktiert sein, doch ist sie darüber hinaus im weiteren Zusammenhang der Ablösung der älteren Epigraphik (THEODOR AUFRECHT/ADOLF KIRCHHOFF, Die umbrischen Sprachdenkmäler, 2 Bde., Berlin 1849–1851; THEODOR MOMMSEN, Die unteritalischen Dialekte, Leipzig 1850) durch das neue «junggrammatische» Paradigma zu verstehen. Das Interesse verlagert sich von den epigraphischen auf die linguistischen Belange, weshalb ROBERT VON PLANTA, der ebenso wie RICHARD S. CONWAY und CARL D. BUCK bei dem junggrammatischen Schulhaupt KARL BRUGMANN studiert hatte, den sprachgeschichtlichen Erörterungen (über 1000 Seiten) gegenüber der Textsammlung (unter 200 Seiten) vergleichsweise viel Platz widmet. Auch im Falle des umbrischen Bronzetäfelchens von Ameria (heute Amelia) ist VON PLANTA analog verfahren. Obwohl er – im Gegensatz zu seinen Vorgängern AUFRECHT/KIRCHHOFF, die eine solche Information sicherlich nicht unterdrückt hätten – das Täfelchen im Neapler Museum in Augenschein nehmen konnte und genommen hat, behält er die bei Berücksichtigung der zur Befestigung des Täfelchens angebrachten Nagellöcher vermeidbare Fehlbestimmung von Vorder- und Rückseite bei. Die Korrektur dieses auch in sprachwissenschaftlicher Hinsicht relevanten Fehlers (für die Beurteilung der Variation HERINTIE ~ HERINTIES als orthographische Kürzung oder Auslautschwächung) ist erst ALESSANDRO MORANDI, Studi Etruschi 42, 1974, 358–361 (mit Tafel XXV) gelungen. Das «junggrammatische» Paradigma hat ausser höchstbedeutsamen linguistischen Fortschritten leider auch dazu geführt, dass alle neueren oskisch-umbrischen Textsammlungen auf Abbildungen weitgehend oder ganz verzichten, weshalb eine adäquate Behandlung einschlägiger Probleme im Augenblick noch sehr schwierig oder unmöglich ist.
- <sup>14</sup> S. C. GARCIA MERINO/M. L. ALBERTO FIRMAT (wie Anm. 2), p. 313 Abb. 1 (vgl. Anhang).
- <sup>15</sup> VETTER hat seine Auffassung auch im von ihm redigierten laufenden Forschungsbericht referiert (EMIL VETTER, Literaturbericht für die Jahre 1924–1929, Italische Sprachen, in: Glotta 20, 1932, 1–45, speziell 15–16: «Pl[anta] 164a: Vetter, Festschrift f. Kretschmer (1926) 281 ordnet unter Annahme umlaufender Schrift *púiiēh súm/perkium* «cuius sum?/Perciorum» (das Gerät stellt selbst die Frage nach dem Besitzer).»
- <sup>16</sup> VETTER (wie Anm. 8) p. 88–89 unter Nr. 102. Er widmet dem Sprachdenkmal insgesamt 17 Zeilen des Textteils und die fälligen Einträge im Wörterverzeichnis s.vv. *perkium* «FN [Familiennamen] Gen. Pl. «Perciorum»» (421b), «Gen. Sg. *púiiēh* «cuius» (Intr[ogativum])» (424a s.v. *po-*), und *súm* (434).
- <sup>17</sup> VETTER fasst in Corpus Inscriptionum Etruscarum Nr. 8412 (= MASSIMO PALLOTTINO, Testimonia Linguae Etruscae, Firenze 21968, Nr. 29) die Wortfolge *ipás : ikam* als «cuius ego (sum)», eine Deutung, die zu Recht heute keine Rolle mehr spielt.
- <sup>18</sup> Der Inschriftenträger, ein etwa faustgrosser Stein (vgl. MOMMSEN, Unterit. Dial. [wie Anm. 13] p. 176 und die Abbildung Tafel VIII, Nr. 10) hat eine teilweise stark verriebene Oberfläche, weshalb manche Feinheiten anscheinend unklar bleiben. Jedenfalls ist für die beiden auslautenden U vielmehr *ú* zu lesen oder zu konjizieren (\*KÚRÚ, \*PÚIIÚ).
- <sup>19</sup> So versuchsweise mit ROLAND G. KENT, Indogermanische Forschungen 32, 1913,

- 196–202, also mit Auffassung ÍV=ÍÚK, IIUK (= \*íúk) mit V statt Ú (vielleicht vergleichbar mit VETTER Nr. 74 SAKRVIST) und vor dem folgenden *k*-Anlaut unterdrücktem *k*. Zum Bezug des Demonstrativpronomens auf eine erste Person (hier nur vorschwebend, nicht als Pronomen 'ich' realisiert) darf man vielleicht vergleichen vedisch *sā* ... *ahám* 'haec ... ego' (BERTHOLD DELBRÜCK, *Altindische Syntax*, Halle 1888, 211, § 138).
- <sup>20</sup> Die Bedeutung von KÚRU (= \*KÚRÚ, s. Anm. 18) lässt sich aufgrund neuerschlossenen Materials etwa als 'behauenes steinernes Merkzeichen, Steinmal' bestimmen. Die Belege kommen aus dem Oskischen selbst (Pluralakkusativ KÚRASS, s. PAOLO POCCETTI, *Nuovi documenti italici*, Pisa 1979, 33–34) sowie vor allem aus dem Südpikenischen (QORA, KORAM, QORAS, s. ANNA MARINETTI, *Le iscrizioni sudpicene, I testi*, Firenze 1985, 77–78).
- <sup>21</sup> So mit VON PLANTA, *Grammatik* (wie Anm. 8) II 531 (mit Alternative *baetis* «du gehst», d.h. «unter wessen Namen läufst du?», so später wieder VETTER) und etwa MICHEL LEJEUNE, *L'anthroponymie osque*, Paris 1976, 23, 55, 103.
- <sup>22</sup> Von LEJEUNE (wie Anm. 21) 55 wird AÍFINS\* als Ethnikon (wie etwa *καπινας*) aufgefasst.
- <sup>23</sup> In diesen von HEINER EICHNER allein verfassten Abschnitt sind Informationen eingeflossen, die HELMUT RIX, DIETER STEINBAUER und MARTIN PETERS verdankt werden; als besonders hilfreich haben sich die Publikationen von GERHARD MEISER erwiesen. Da keinem der genannten Kollegen das Manuskript vorgelegt wurde, bleiben sie von hier etwa aufscheinenden Irrtümern unbelastet.
- <sup>24</sup> LEJEUNE (wie Anm. 21) 3.
- <sup>25</sup> *i* fehlt im Churer Text nur deshalb, weil keine Gelegenheit zu seiner Anwendung besteht. Soweit ersichtlich, ist das Auftreten von *i* und *ú* in oskischen Texten korreliert.
- <sup>26</sup> Man vergleiche die Angabe «III–II secolo a.C.» für unsere Inschrift bei Luciano Agostiniani, *Le «iscrizioni parlanti» dell' Italia antica*, Firenze 1982, 157 (Nr. 607).
- <sup>27</sup> Eine ausgezeichnete Abbildung der Vorderseite des im British Museum zu London befindlichen Täfelchens von Agnone bringt ALDO LUIGI PROSDOCIMI im Abschnitt «L'Oscó», Seiten 825–910 (speziell 826, dazu 829 eine Alphabettabelle und 831 die – leider aus VETTER fehlerhaft übernommene – Transkription) des von ihm herausgegebenen Sammelbandes «Lingue e dialetti dell' Italia antica» (= *Popoli e civiltà dell' Italia antica*, vol. VI), Roma 1978.
- <sup>28</sup> VETTER, *Handbuch* (wie Anm. 8) 105 sagt über die Schrift des Täfelchens von Agnone: «Die Inschrift ist unter den längeren, im vollausgebildeten Nationalalphabet geschriebenen eine der ältesten, nach den Buchstabenformen zu urteilen (um 250 v. Chr.).» Diese Datierung wird von MEISER (wie Anm. 36) 122 Fussn. 90 übernommen.
- <sup>29</sup> ANNALISA FRANCHI DE BELLIS, *Le iovile Capuane*, Firenze 1981, 238 p. Das Buch enthält viele Textfotos und auf p.84 eine paläographisch orientierte Alphabettabelle. Die Denkmalchronologie wird p. 25–31 (28: Phasen A, B, C) erörtert.
- <sup>30</sup> Die Zeichenliste ist nur für die Zwecke vorliegenden Aufsatzes nach cursorischer Durchsicht der Inschriftenfotos erstellt und nicht erschöpfend (zudem ist Heta nur an einer und dazu noch beschädigten Stelle in Iovila B zu belegen). Die zum Vergleich herangezogene Fluchtafel stammt ebenfalls aus der Nekropole von Capua (VETTER Nr. 4, Wende des II./I. Jh.v.Chr.); Abbildung bei IOHANNES ZVETAIEFF, *Sylloge Inscriptionum Oscarum*, Leipzig 1878, Tab. VII 5.

- <sup>31</sup> S. MEISER, Lautgeschichte (wie Anm. 36) 38 (§ 20, 8) zur Sonorisierung  $s > z$ . Die Weiterentwicklung  $z_i > i_i$  ist nicht das Gewöhnliche und mag hier in der Erstsilbe hinter Kurzvokal (oder allenfalls Diphthong bei Grundformen  $*k^w o_i s_i o$ ,  $*e_i s_i o$  nach H. RIX mdl.) speziell im Schwachtongebrauch von Pronomina entstanden sein ( $*k^w o z_i o \dots$ ,  $*p o z_i o \dots > *k^w o i_i o \dots$ ,  $*p o i_i o \dots$ ).
- <sup>32</sup> Der Anschluss von italisch  $*k^w o i_i o \dots$  an altind. *kásya* ‹wessen› liegt auf der Hand und wird durch die ausserlatein. Dativform südpiken. POSMŪI = umbr. PUSME = altind. *kásmai* entscheidend gestützt. Die Herleitung aus einem (als solchem frei erfundenem, da auch durch griech.  $\pi\omicron\sigma$  nicht gestützten) Possessivadjektiv  $*k^w o i_i -i o$  ‹wem gehörig› würde völlig in der Luft schweben. Anders CARL D. BUCK, A Grammar of Oscan and Umbrian, Boston 1904, <sup>2</sup>1928 (Nachdruck Hildesheim/New York 1974) 145 (§ 199 Anm. b).
- <sup>33</sup> Einfach geschriebenes intervokalisches  $i$  tritt hingegen konstant im Adjektiv *kerrīo* ‹zur Göttin Ceres gehörig, Cerealis› auf, insgesamt zwölfmal, wenn man den Schreibfehler B 16 *kerrīūi* hinzunimmt (gewissermassen zum Ausgleich dann in der nächsten Zeile *piístiai* für wahrscheinlicheres  $*piístiai$ ). Hier wird eine Umbildung von  $*kerrīo-$  (vgl. pälign. *ceria*, umbr. CERFIE) zu  $*kerrēi o-$  (mit Einführung des  $*ē > i$  des Nominativs, vgl. lat. *Cerēs*, falisk. *Ceres*) vorliegen, also eine Form mit genetisch bedingtem, sekundär in intervokalischer Position verschlepptem einfachem  $i$ . Ihre Resistenz gegen die Einführung von  $*ōiio-$  mag durch prophylaktische Geminationstendenz ( $*rr-i_i > rr-i$ ) gefördert sein, die auch in VETTER Nr. 86–87 TANTRANNAIŪM und Nr. 84–85 MEDDIKKIAI ~ MEDDIKIAÍ (alles Iovila C) eine Rolle spielen kann. Unzureichend ist die Darstellung des Sachverhalts in den Standardwerken, z. B. Buck (wie Anm. 32) 43 (§ 61, 3).
- <sup>34</sup> Dieser Sachverhalt ist von BUCK (wie Anm. 32) klar gesehen.
- <sup>35</sup> Die Transliteration des formal als spitzen V auftretenden Buchstabens durch rundes U, u dient zur Unterscheidung von Digamma (F, f), das man als deutsches ‹Vau› wiedergibt, also V, v (ausser beim Lateinischen, wo Digamma = F, f).
- <sup>36</sup> Detaillierte Darstellung der Probleme um die labialisierten Vokale bei GERHARD MEISER, Lautgeschichte der umbrischen Sprache, Innsbruck 1986, 49–52 (§ 26) und 115–122 (§ 48–51). Allerdings kommt MEISER p. 51 zu dem Urteil ‹Ob der Gen. Pl. der o-Stämme im Ursabellischen langes oder kurzes o aufwies, lässt sich nicht entscheiden.› Dem kann man – u.a. gestützt auf Chur – die entschiedene Meinung entgegensetzen, dass Länge  $*ōm$  zumindest als Variante neben Kürze  $*ōm$  (die z. B. in südpiken. FITIASOM, nach Meiser etwa ‹der Ereignisse›, fortgesetzt sein könnte) vorausgelegen hat.
- <sup>37</sup> Im Oskisch-Umbrischen ist der von den i-Stämmen hergenommene Ausgang  $*ōeis$  zum allgemeinen Genetivausgang ausserhalb der ā-Stämme avanciert (BUCK, Grammar, wie Anm. 32, p. 9, § 12), eine Entwicklung, die anscheinend aufgrund der durch die Endsilbensynkope entstandenen Gleichheit des Singularnominativs ( $*hortos > osk. hūrz$  ‹Garten› wie  $*Saipīnātis > osk. Saipinaz$  ‹Bewohner von *Saepinum*›) ermöglicht worden ist. In diesem Rahmen ist nun für die Kontinuante von idg.  $*k^w os_i o$  ‹wessen› zunächst eine Umbildung  $*p o i_i o$  zu  $*p o i_i os$  anzunehmen, ganz wie bei lat. *quōiūs*, *cuiūs*. Später ist dann der Genetivausgang  $-os$  wie im Fall der dritten Deklination (für  $*-os$  im Italischen ist z. B. altlat. NOMINUS ‹*nominis*› CIL I<sup>2</sup> 581,1 zu vergleichen) durch den oskisch-umbrischen ‹Universalausgang›  $*ōeis$  ersetzt wor-



den (vgl. aus der dritten Deklination \**nūmnos* umgebildet zu \**nūmneis* in umbr. *nomner* «des Namens»).

- <sup>38</sup> Von Planta (wie Anm. 8) 525, Nr. 157 (Note: «vielleicht wäre nicht ausgeschlossen, dass einst *minieis* da stand?»).
- <sup>39</sup> Umzeichnung nach ALESSANDRO MORANDI, «Iscrizioni vascolari osche della Campania», *Studi Etruschi* 42, 1974, 391–394 (speziell 393 mit Abb. Tafel LXXIc; zum Vergleich wurde noch herangezogen FRANCESCO RIBEZZO, *Studi e scoperte di epigrafia osco-lucana*, *Rivista Indo-Greco-Italica* 8, 1924, 83–100, 85) mit Angabe «Datazione di poco piu recente del n. 2.», und bei Nr. 2 «databili alla fine del IV – inizi III sec.a.C. . . .» (Diese Nr. 2 = VETTER Nr. 125 hat etwa die gleiche Form des Heta wie Chur, aber gestieltes Epsilon, und weist noch keine Zusatzbuchstaben *i*, *ú* auf).
- <sup>40</sup> PAOLO POCSETTI, *Nuovi documenti italici a complemento del Manuale di E. Vetter*, Pisa 1978 (nach Textnummern zitiert); Lesung von Nr. 144 und Nr. 145 nach COLONNA und RIX bei MEISER (wie Anm. 36) 20.
- <sup>41</sup> Für *e* als auf präsamnitischer Substratwirkung beruhend s. MEISER, *Lautgeschichte* (wie Anm. 36) 20 und weiter Glotta 65, 1987, 115 mit Fn. 60 unter ausdrücklicher Zurückweisung der anderslautenden Stellungnahme AGOSTINIANIS.
- <sup>42</sup> MEISER, *Lautgeschichte* (wie Anm. 36) p. 61 Fn. 4. RIX hat seine Auffassung noch ausdrücklich bestätigt in GREGOR VOGT-SPIRA (Hrsg.), *Studien zur vorliterarischen Periode im frühen Rom*, Tübingen 1989, p. 37f. Fn. 6. (Nachtrag: Erst nach Abschluss des mit der Datierung befassten Teils des Manuskriptes sehe ich, dass hier auch RIX das Datum «ca. 300 v. Chr.» für den Churer Finger ansetzt. Da er die Paläographie nicht kennen konnte, müssen ihn dabei andere Gründe als mich geleitet haben, etwa der Vergleich mit den Tellern von Teanum, Ende 4. Jh. v. Chr.).
- <sup>43</sup> Das Gentilnamensuffix \**-ios* ist durch Bedeutungswandel aus dem Patronymsuffix \**-ios* entstanden, siehe darüber HELMUT RIX, «Zum Ursprung des römisch-mittelitalischen Gentilnamensystems», in HILDEGARD TEMPORINI (Hrsg.), *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt I 2*, Berlin/New York 1972, 700–758 (speziell 739f., § 3.5). MARTIN PETERS nimmt für dieses Patronym- und Gentilnamensuffix Entstehung aus \**-ii os* durch Synkope an (PERAKIS also mit \**īs* < \**Perakii os* – mir zweifelhaft). Er weist mich dankenswerterweise darauf hin (mdl.), dass die Patronyme des Leningrader Stamnos mit dem produktiv gewordenen längeren Suffix °*-ii os* gebildet sein können (als neue, lebendige ad-hoc-Ableitungen gegenüber dem schon für Gentilizia festgewordenen kürzeren Suffix), das er aus \**-ii ii os* (d.h. \**-ii os* mit erneuter *ii o*-Ableitung) herleitet, vgl. MARTIN PETERS, *Kurzrezension zu MEISERS Lautgeschichte*, *Die Sprache* 32, 1986, 202. Der zunächst etwas verblüffende Befund, dass der Leningrader Stamnos mit seinen beiden adjektivischen Filiationsangaben gerade nicht (synchrones) \**-is*, Dativ \**-iu*, sondern das längere Suffix *-iis*, Dativ *-iuu* aufweist, das ansonsten nicht bei Patronymika, sondern lediglich bei einem Teil der Gentilizia auftritt, findet durch diesen Hinweis von MARTIN PETERS eine befriedigende Erklärung (vgl. noch § 11).

Für die Ausführungen in § 12 ist von Belang, dass die Zweisilbigkeit der Form PERKIUM aus sprachgeschichtlichen (synchron liegt jedenfalls konsonantisches *i* vor) und epigraphischen Gründen (Schreibung mit einem *i*, nicht mit *ii*) schon vor der Berücksichtigung der Metrik feststeht. Besonders instruktiv ist der Vergleich von Singularnominativ *perakis* (etrusk. Schrift) und Pluralgenetiv PERKIUM (osk. Nationalalphabet) mit den entsprechenden Formen MAGIIS und MAGIUM (dreisilbig).

- Auch sonst lässt sich im Pluralgenetiv der zweisilbige Ausgang (graphisch °IIUM z. B. in BERIIUM, KLUVATIIUM, VIRIIUM) vom einsilbigen (graphisch °IUM z.B. in NINIUM, TIRENTIUM wie in PERKIUM) nach der Orthographie unterscheiden.
- <sup>44</sup> Für die Rückseite des Täfelchens von Agnone kann man ausser alten Umzeichnungen (etwa ZVETAIEFF, wie Anm. 30) noch ein Foto vergleichen, s. E.T. SALMON, *Samnium and the Samnites*, Cambridge 1967, Abb. 12b (vor p. 417). Für die Vorderseite s. PROSDOCIMI wie Anm. 27.
- <sup>45</sup> Auf dem Täfelchen von Agnone steht der Worttrennungspunkt sogar am Ende der letzten Zeile der Vorderseite, weist also den Leser auf die ihm noch nicht vor Augen stehende Fortsetzung des Textes auf der Rückseite ausdrücklich hin.
- <sup>46</sup> VETTER Nr. 161 mit der oben in unserem Text (samt Anm. 16–20) angeführten, nach VON PLANTA und BUCK modifizierten Interpretation.
- <sup>47</sup> Es ist gut vorstellbar, dass man eine Grabstätte mit einer Decke aus kleinen Steinen schmückte und dabei einen dieser Steine mit einer Inschrift versah. Der kleine Stein von Saepinum, der eine Zeit lang verschollen war, ist im Museo Nazionale di Napoli wiedergefunden worden, siehe ALDO L. PROSDOCIMI, «Le iscrizioni italiane – acquisizioni, temi, problemi», p. 119–204 (speziell 132 mit Foto Abb. 8cd) in *Colloquio: Le iscrizioni pre-latine in Italia*, Atti dei convegni lincei 39, Roma 1979. PROSDOCIMI weist darauf hin, dass ein weiterer Stein von gleicher Grösse und ähnlicher Technik in der Schriftapplikatur mit zweigliedrigem Namenformular von ADRIANO LA REGINA im Jahr 1973 veröffentlicht worden ist (= Poccetti, *Nuovi documenti*, wie Anm. 40, Nr. 103, p. 80f.).
- <sup>48</sup> Die schon von EMIL VETTER (wie Anm. 46) abgelehnte frühere Interpretation als Schleuderstein ist nach PROSDOCIMI nun endgültig auszuschliessen («L'autopsia, resa così possibile, escludi trattarsi di una glans missile; e con ciò viene fatta giustizia di molte interpretazioni connesse.», wie Anm. 47). Die von PROSDOCIMI weiter in diesem Zusammenhang erwähnte, im Hinblick auf angebliche Gebrauchsspuren («chiari segni di usura») erwogene Deutung als Türklopfer (battente di porta) ist ebenfalls nicht akzeptabel. Hingegen wird die Deutung als funeräres Denkmal durch das südpikenische Epigramm der schon im Jahr 1847 gefundenen und von Theodor Mommsen veröffentlichten, aber erst neuerdings zum Sprechen gebrachten Stele von Crecchio (nahe Chieti, jetzt aufbewahrt im Museo Nazionale di Neapoli) gestützt, das mit folgender Aussage schliesst: UELAIMES STATIES QORA KDUÍÚ «als Malstein des *Uelaim(o)s Stati(o)s* bin ich errichtet/dediziert (?).» Die Ähnlichkeit mit ÍV KÚRU des Steinchens von *Saepinum* könnte für dieses sogar auf die Vermutung oder Konjizierung einer Verbalform (\*. . .) ÍV führen.
- <sup>49</sup> Zum indogermanischen Frageformular vgl. KLAUS STRUNK, «Eine traditionelle Grussformel im Avestischen», p. 465–468 in HERMANN M. ÖLBERG/GERNOT SCHMIDT (Hrsg.), *Sprachwissenschaftliche Forschungen*, Festschrift für Johann Knobloch, Innsbruck 1985, mit Verweis auf die ältere Materialsammlung bei RÜDIGER SCHMITT, *Dichtung und Dichtersprache in indogermanischer Zeit*, Wiesbaden 1967, p. 136–138 (§§ 252–256 mit Belegen aus dem Griechischen, Indoiranischen, Germanischen und Nachweis älterer Literatur). STRUNK berichtet (467 Anm. 8), noch selbst um das Jahr 1950 in Dörfern des Westerwalds entsprechend befragt worden zu sein: «Wer bist du denn, und wem bist du?». Aus dem Altlatein ist hinzuzunehmen etwa Plautus, *Amphitruo* 346 *possum scire quo profectus, quouis sis aut quid ueneris* «Darf ich erfahren, wohin du dich aufgemacht hast, wem du angehörst oder wozu

du gekommen bist?» (375 *quouis nunc es?*), Truculentus 604 *loquere: unde es? quouis es?* «Sag, woher bist du? Wem gehörst du an?» (Rudens 1021 *dominus quouiust* «der Besitzer, dem das Flechtköfferchen gehört»; Terenz, Heauton timorumenos 996 *quouis sit*). Zu vergleichen ist hier weiter der Gebrauch des Adjektivs *quoiātis* «woher stammend» (Ableitung vom pronominalen Genetiv wie hethitisch *kuenzumna-* «woher stammend» vom Genetiv [-Plural] *kuenzan* «welcher?»), z. B. Plautus, Poenulus 992–994 *adei atque appella quid uelit, quid uenerit, qui sit, quoiatis, unde sit* «Geh hin zu ihm und sprich ihn an, was er begehrt, weshalb er gekommen ist, wer er ist, von wem stammend (/was für ein Landsmann), woher er ist!» (usw.)

<sup>50</sup> VITTORE PISANI, *Le lingue dell'Italia antica oltre il Latino*, Torino <sup>2</sup>1964 (<sup>1</sup>1953), 77f. Nr. 20 D.

<sup>51</sup> VETTER hat bei seinem Interpretationsversuch *peraciam* = lat. *strenam* («Neujahrs-geschenk», vgl. französ. *étrenne*) anscheinend an lat. *perennis* und ein entsprechendes oskisches Wort *\*per-akni-*(-io-, -o-) gedacht, das durch Assimilation zu *\*perakri(o)-* (vgl. umbr. *peracri-*) und anschließende Totaldissimilation des zweiten *r* in die Gestalt des Textbelegs verwandelt worden wäre.

<sup>52</sup> Da die anteriorische Anaptyxe im Südpikenischen schon im 6. Jh.v.Chr. auftritt (z. B. *\*qolfitúr* zu *qolof* . . . «half», *\*artí-* «Fügsamkeit» zu *\*arítí-* mit Verschleppung des *í* in den Instrumental *arítih*), kann ein Name *\*perko-* («gesprenkelt»), *\*perki o-* über *\*perek* . . . zum Befund des Leningrader Stamnos führen. Stark schwankende Vokalfarben der Mittelsilben hat man hier auch in *Veneliis* : *Venilei* (also *e* : *i*) und *Vinuk<sup>b</sup>* : *Viniciiu* (also *o/u* : *i*). Aus der etruskischen Nebenüberlieferung ist ausser den schon von MEISER erwähnten Zeugnissen (PERCNA, PERCNEI, PERNA, sämtlich aus Chiusi) noch das Gentile PERCIU aus Spina zu beachten (TLE 714 *mi larzl percius*). Der oskische Vorname *\*Perkedno-* (Singularnominativ PERKENS) kann von vermutetem *\*perko-* nach dem Typ griech. *makednós* «hochgewachsen» abgeleitet sein. Eine Ablautform hat man in *\*porko-* «Ferkel, Jungschwein», die als Vorname (vielleicht sogar noch in der ursprünglichen Bedeutung «gesprenkelt?») die Grundlage des lateinischen Familiennamens *Porcius* abgegeben haben wird.

<sup>53</sup> Der Vorname *Vinuc(-i?)* – ist vielleicht als *\*uīno-(o)k<sup>w</sup>*- «weinfarbig, weingesichtig» zu deuten (vgl. griech. *oīmops*, Delabilisierung wie in lat. *uōx* «Stimme»). Die latein. Wiedergabe *Uenox* mag Lautsubstitution (*e* für osk. *ii*) aufweisen oder mit einer Ablautform (*\*uoi* . . . > *\*uei* . . . usw.) zusammenhängen.

<sup>54</sup> Beispielsweise ist der Versuch, den Text der Fibula Praenestina als (freilich nicht gerade schönen) vierhebigen Iambus zu lesen, zwar interessant, aber kaum hinlänglich zu sichern (vgl. J. F. K. DIRICHTS, *Die urlateinische Reklamestrophe* . . ., Heidelberg 1934, 19–21):

*Māni ós mēd vhev̀hàked Númàsiōi* x ˘ / x ˘ ˘ / x ˘ ˘ ˘ / ˘ ˘ ˘

Zwar fallen Ichform und Stabreim (*Manios med*, mit Widerhall in *Numasioi*) sowie die «reine» Senkung am Satzende ins Ohr, aber der kurze Text wäre vielleicht auch als Prosa möglich. Erst als Glieder einer längeren Versreihe lassen sich solche Verse sicher identifizieren.

<sup>55</sup> PAOLO POCSETTI, «Eine Spur des saturnischen Verses im Oskischen», *Glotta* 61, 1983, 207–217. Zum Saturnier im Faliskischen lese man GIUSEPPE MORELLI, *Un antico saturnio popolare falisco*, *Archeologia Classica* 25–26, 1973–74 (volume in onore di MARGHERITA GUARDUCCI) 440–452:

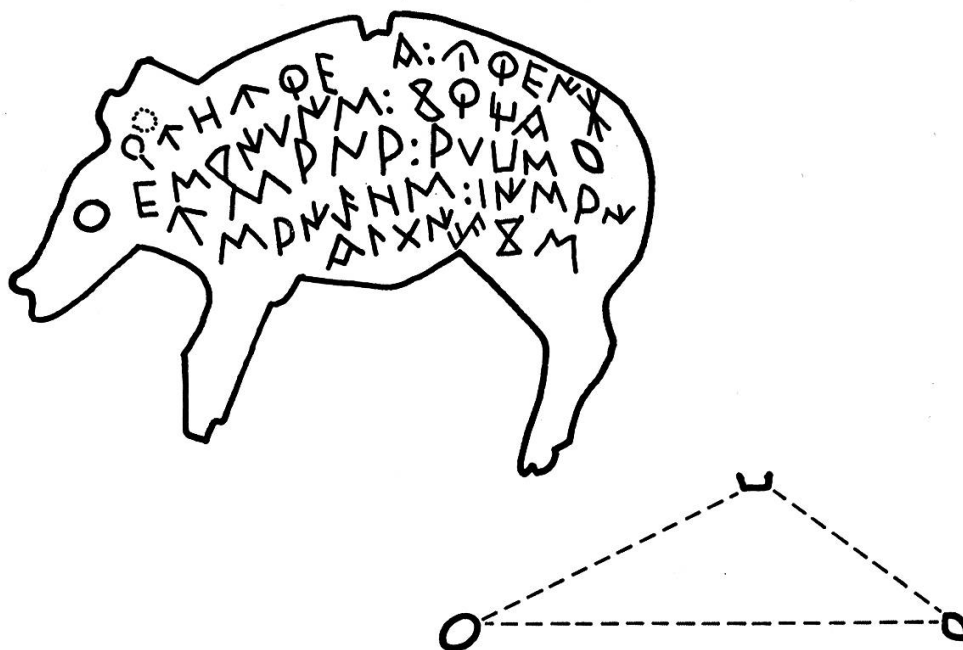
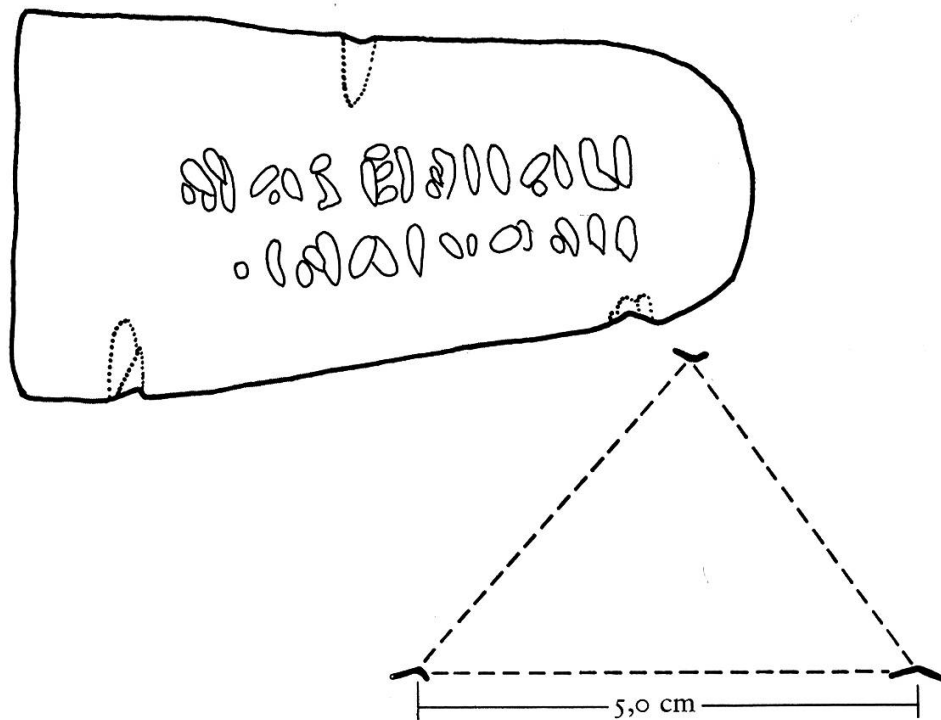
*foiēd uīnó(m) p̄i p̄āfō / crā cārēfō* x ˘ / x ˘ / x ˘ / x : ˘ ˘ / ˘ x

- <sup>56</sup> Die Prosodie des Anverses ist nicht völlig evident. Entweder sind zwei trochäische Versfüsse (mit Prokeleusmaticus, zerrissenem Anapäst im ersten Fuss, schon geschwundener Länge des Genetivpluralausgangs) oder – mir wahrscheinlicher – dreie (mit unterzähliger erster Hebung – vielleicht ein metrischer Schnitzer – oder mit Dehnung des kurzen *e* unter dem Wortakzent?). Zu lesen ist etwa (zweite Möglichkeit):  
*Bériiúmen ánei* ' ∪ / ' ∪ / ' –  
 Der anschliessende Vers (Abvers) ist wohl ein katalektischer iambischer Vierfüssler (entsprechend dem griech. Dimeter).
- <sup>57</sup> ROBERT SCHMITT-BRANDT, «Zwei verkannte Reklametexte aus Latium», p. 317–331 in KARIN HELLER et alii, *Indogermanica Europaea*, Festschrift für WOLFGANG MEID . . ., Graz 1989.
- <sup>58</sup> ANNA MARINETTI, *Le iscrizioni sudpicene, I Testi*, Firenze 1985, 301 p.
- <sup>59</sup> GERHARD MEISER, a) «Pälignisch, Latein und Südpikenisch», *Glotta* 65, 1987, 104–125; b) Rezension zu MARINETTIS Buch (wie Anm. 58) in *Kratylos* 32, 1987, 100–118.
- <sup>60</sup> Text bei MARINETTI (wie Anm. 58) 176–183 (definitiv 182), siehe auch unseren Anhang. Ich nehme eine m. E. harmlose Umstellung innerhalb der Wortfolge *estufk* (1) *apaiu<sub>2</sub>s*(2) *adstai<sub>2</sub>u<sub>2</sub>h* (3) zu (2) – (1) – (3) vor. Der Steinmetz hat sich hier anscheinend durch die drei vokalischen Anlaute oder durch eine abweichende Prosa-wortstellung aus dem Konzept bringen lassen.
- <sup>61</sup> Zu Kleobis und Biton vgl. noch Pausanias II 20 (mit Kurzbeschreibung des Denkmals). Über das Problem der Inschrift auf der Statuenbasis aus Delphi habe ich mir kein Urteil gebildet, siehe PAUL FAURE, «Les Dioscures à Delphes», *Antiquité Classique* 54, 1985, 56–65 (bestreitet den Bezug auf Kleobis und Biton, Literaturhinweis von MARTIN PETERS).
- <sup>62</sup> Text bei MARINETTI (wie Anm. 58) 215–217, siehe auch unseren Anhang.
- <sup>63</sup> HELMUT RIX, «Das letzte Wort der Duenosinschrift», *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 46, 1985, 193–220 (=Festgabe KARL HOFFMANN, Teil II 753–780). RIX zeigt hier, dass das letzte Wort «stiehlt» ist (*tātōd*, m. E. aber *stātōd* bei gleichbleibender Bedeutung).
- <sup>64</sup> DIETER HUBERTUS STEINBAUER, *Etymologische Untersuchungen zu den bei Plautus belegten Verben der lateinischen ersten Konjugation . . .*, Phil. Diss. Regensburg 1989, 34f. Durch eine noch nie versuchte, doch überaus natürliche Wortteilung *PACA RIUOIS* «schaffe Frieden/besänftige durch die Güsse!» (m. E. besser «Duftströme», und zwar mit schwundstufigem Komprehensivplural zu lat. *rīuos* «Bach, Strom, Wasserrinne, Kanal, Stollen») findet STEINBAUER hier einen Weg, den Text mit einer möglichen Gebrauchsfunktion des texttragenden Dreinapfs zu korrelieren.
- <sup>65</sup> Vgl. GREGOR VOGT-SPIRA (wie Anm. 42) in seinem Herausgebervorwort p. 9f.: «So ist den hier versammelten Beiträgen das eine gemein, dass sie deutlich machen, dass die Römer auch vor der Übernahme der griechischen Literatur keineswegs ohne Dichtung waren und dass sich durchaus Spuren der «dunklen Jahrhunderte» der vorliterarischen Periode erhalten haben.»
- <sup>66</sup> EDUARD FRAENKEL, «Zur Vorgeschichte des *versus quadratus*», *Hermes* 62, 1927, 357–370.
- <sup>67</sup> FRIEDRICH LEO, *Der Saturnische Vers*, Berlin 1905 (Abh. d. Ges. d. Wiss. Göttingen), 79 p.

- <sup>68</sup> Laut LEO (wie Anm. 67) hat O. MÜLLER *insece uérsútum* skandiert und damit bei manchen Fachgenossen Zustimmung gefunden. Die nun anscheinend neu vorgeschlagene Skansion *insece uérsutúm* mit der Iktierung des «Kleobisverses» (bzw. des Churer Verses) ist wegen der metrischen Mehrdeutigkeit der meisten Saturnierabverse anderweitig schwer zu sichern, dürfte aber zumindest für Naeuius 59 BÜCHNER *péctora pössidét* ohne akzeptable Alternative sein. Mein Eindruck ist, dass sie sehr oft gut (und natürlicher als andere Iktierungen) klingt, z. B. in einem Vers wie Naeuius 24 BÜCHNER *inclutus árquitenéns*, wo sie ausserdem noch den Vorzug aufweist, die Skansion des homerischen Vorbilds (*argurótox* . . . =  $\acute{\cup}\cup\acute{\cup}$ ) des Epithetons Apollos auch der lateinischen Replik zu bewahren. Freilich ist sie nur eines aus mehreren für den Saturnierabvers anzunehmenden Iktierungsschemata.
- <sup>69</sup> Vgl. HANS DREXLER, Einführung in die römische Metrik, Darmstadt 1967 (= <sup>3</sup>1980), 79–84; THOMAS COLE, «The Saturnian Verse», Yale Classical Studies 21, 1969, 3–73; JAN HENDRIK WASZINK, «Zum Anfangsstadium der römischen Literatur», p. 869–927 in H. TEMPORINI, ANRW I 2 (wie Anm. 43); zuletzt JÜRGEN BLÄNSDORF, «Metrum und Stil als Indizien für vorliterarischen Gebrauch des Saturniers», p. 41–69 im Sammelband VOGT-SPIRAS (wie Anm. 42).
- <sup>70</sup> Belege bei OTTO SKUTSCH, The Annals of Q. Ennius, Oxford 1985, 52. Es besteht nun wohl kein Anlass mehr, das Phänomen der aufgelösten Hebung des Daktylus bei Ennius zu beargwöhnen.
- <sup>71</sup> Vgl. HANS DREXLER, Einführung (wie Anm. 69) 116 mit Zitat RICHARD HEINZES: «endlich 3.– und dies ist das Wichtigste, für die akustische Wirkung der Verse Bestimmende – hat Horaz im Asklepiadeus nach der sechsten Silbe . . . regelmässig Wortende eintreten lassen, also die Verse durch «Cäsuren» in zwei . . . Glieder zerfällt; diese Cäsur ist im Asklepiadeus niemals . . . vernachlässigt . . . Die Griechen haben dagegen alle diese Verse cäsurlos gebaut.»  
Sicherlich ist es beruhigend, jetzt zu erkennen, dass Horaz eine solche massive Umgestaltung nicht nach persönlicher Willkür, sondern in Anlehnung an bestehende, dem italischen Sprachbau schon seit langem angepasste Verstechniken vorgenommen hat.
- <sup>72</sup> Vgl. SALMON (wie Anm. 44) 118ff. (Literaturangaben 119 Fn. 1); zur Atellane HUBERT PETERSMANN p. 135–159 im Sammelband von Vogt-Spira (wie Anm. 42).

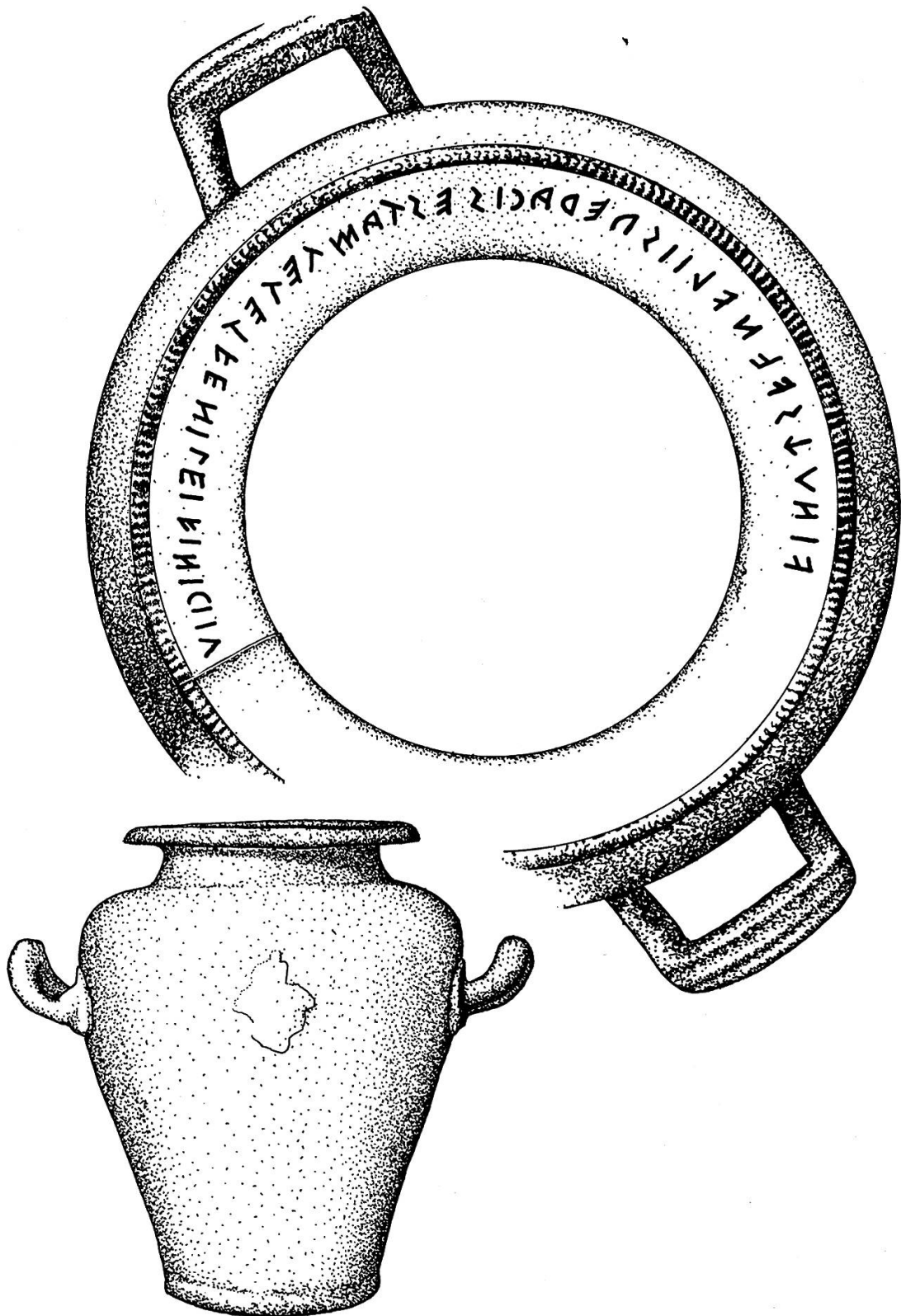
## Anhang

Lagevergleich der Befestigungsvorrichtung an den Objekten von Uxama (= Soria) und Chur



Die Lage dreier Öffnungen (für die Aufnahme von Nieten, Stiften?) an der ebergestaltigen *Tessera hospitalis* aus Spanien ist mit derjenigen dreier Kerben (für die Applikation von Krampen, Klammern?) am fingerförmigen Objekt (von uns ebenfalls als *Tessera hospitalis* gedeutet) vergleichbar. Beide Objekte haben die für *Tesserae hospitales* typische «halbe Form» und tragen einen passenden Text in keltiberischer bzw. halboskischer Sprache.

Der Leningrader Stamnos der Perakier

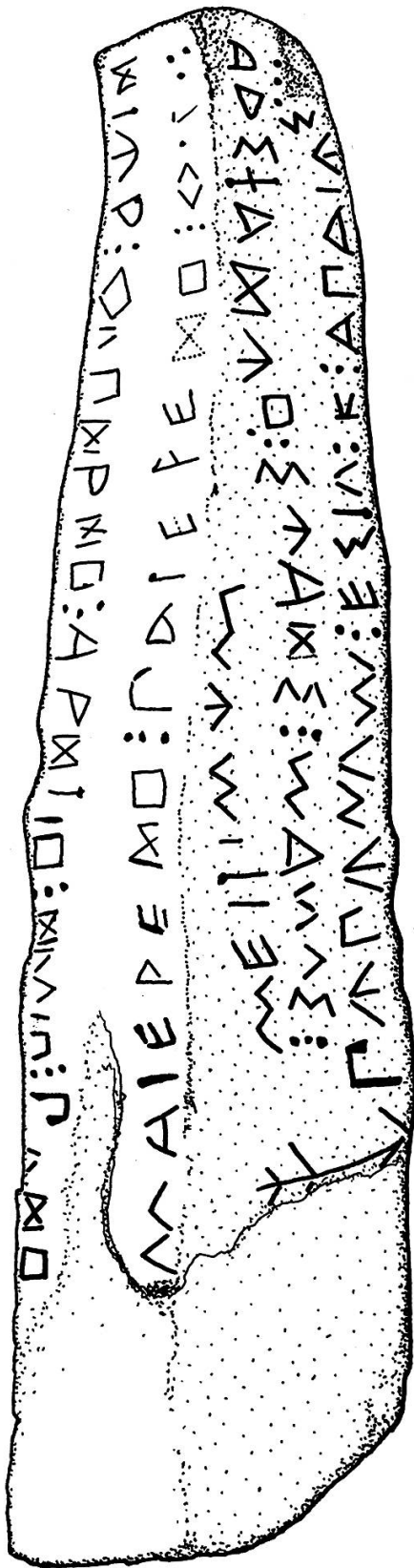


Zeichnung nach der Abbildung bei A.I. Charsekin, Studi Etruschi 26, 1958, 267-269

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Herkunftsort des Churer Objekts ist dieser auf die Zeit um 500 v. Chr. datierte Bronzestamnos gefunden worden, der in der Eremitage zu Leningrad aufbewahrt wird. Seine Inschrift (VETTER Nr. 101, Text fehlerhaft, weil in der Umzeichnung des das Stück publizierenden italienischen Archäologen einige Buchstaben weggefallen waren) enthält die präsynkopale Form des Gentilnamens PERAKIS (von HELMUT RIX als zu PERKIUM gehörig erkannt) und erweist somit die Kontinuität der *gens Per(a)-kia* in Capua über mindestens zwei Jahrhunderte hinweg. Der Text berichtet – in etruskischer Schrift und indogermanischer (irgendwie sabellischer) Sprache von der Schenkung durch *Vinuk<sup>h</sup>s*, Sohn des *Venel*, *Perakis* an *Venel*, Sohn des *Vinuk<sup>h</sup>s* (das zweite \*PERAKIU versteht sich von selbst). Nach der schlagenden Deutung von EMIL VETTER handelt es sich bei Geber und Empfänger um Vater und Sohn, wobei der Jüngere den gleichen etruskischen Vornamen wie sein Grossvater trägt – die Praenomina wechseln also generationsweise zwischen Etruskisch und Sabellisch. Der Gebrauch des Namens *Venel* erweist die Einflechtung dieser *gens* in das etruskische Milieu Kampaniens um 500 v. Chr. Die Flexionsformen haben präsamnitische Gepräge, wobei das Detail der Dativform *Vinikiiu* (= lat. \**Uenocio*, von *Uenox*) vom Umbrosabinischen abweicht, das anderweitig im Kampanien dieser Zeit präsent ist. Der Text von Chur zeigt im Genetivausgang PÚIIEH «cuius» Nachwirkung des voroskischen Substrats Kampaniens (mit *e* aus \**ei*), wobei das *h* aus \**s* wiederum vom Umbrosabinischen verschieden ist und wohl nach Norden weist (Teanum und Latium adiectum).

Das sich im Sprachlichen niederschlagende Festhalten der *gens Per(a)cia* an ihrem präsamnitischen Ursprung könnte mit der Tradierung poetischer Formen gekoppelt gewesen sein, denn der Churer Text enthält einen nach einem schon im 6. Jh. v. Chr. nachweisbaren Schema kunstgerecht gebildeten trochäischen Stabreimvers. Solche – und verwandte – Verse wird in der zweiten Hälfte dieses 3. Jh. v. Chr. *Naeuius* in Rom dichten (Saturnier). *Naeuii* sind ebenfalls aus präsamnitischer Zeit belegt, mit derselben Monophthongierung des Genetivausgangs *eie* wie in PÚIIEH des Churer Stücks, doch schon zweihundert Jahre früher. Bemerkenswert ist auch, dass in dieser *gens* zwei Schriften gebraucht werden, zuerst die – allein verfügbare – etruskische und nachmals (Chur) das aus dieser abgeleitete oskische Nationalalphabet, und zwar in seiner voll ausgebildeten Form inklusive der Zusatzbuchstaben.





Transkription nach der Schriftentzifferung von A. Marinetti (1985), Übersetzung und Metrik nach H. Eichner (1990, Die Sprache 34, im Druck)

1	<i>māteréi<sub>2</sub>h pateréi<sub>2</sub>h</i>	˘U / ˘UU / ˘
2	<i>qólòfi<sub>2</sub>tú<sub>2</sub>r qupi<sub>2</sub>rī<sub>2</sub>h</i>	˘˘- / ˘UU / ˘
3	<i>ári<sub>2</sub>tīh ī<sub>2</sub>mih pūi<sub>2</sub>h</i>	˘˘- / ˘- / ˘

---

4	<i>pú<sub>2</sub>pū<sub>2</sub>nūm ápāiū<sub>2</sub>s</i>	˘˘- / ˘- / ˘
5	<i>éstufk ádstai<sub>2</sub>ū<sub>2</sub>h</i>	˘- / ˘- / ˘
6	<i>su<sub>2</sub>ái<sub>2</sub>s manus méitimú<sub>2</sub>m</i>	˘UU / ˘U / ˘

«Der Mutter (und) Vater  
in guter Weise geholfen hat,  
mit geziemendem Gehorsam,

(dem/den) haben der Pikenter Älteste  
hier hergestellt  
mit ihren eigenen Händen ein/als Dankesmal.»

Der Cippus von Castignano im Museo Civico von Ascoli Piceno mit Aristie eines durch herausragende *pietas erga parentes* Verdienten in Form eines trochäischen Epigramms (Zeichnung nach den Fotos bei Marinetti); 6. Jh. v. Chr.

Die trochäischen Stabreimkurzzeilen des 6. Jh. v. Ch. weisen dieselbe Versform auf wie die halboskische Inschrift von Chur:

*pérkjum pú<sub>2</sub>iiehsú<sub>2</sub>m*                      ′ – / ′ – / ′                      (= oben Vers 5)

Diese, wohl kurz vor dem ersten Punierkrieg entstanden, ist für uns wertvolles Verbindungsglied zur römischen Literatur, die – nach dem etwa gleichzeitigen Aufkeimen bei Appius Claudius – sich dann erst seit der zweiten Hälfte des 3. Jh. v. Chr. für uns wahrnehmbar entfaltet. Das Metrum kehrt, wie man jetzt leichter als zuvor erkennt, in abgewandelter Form im Saturnier wieder, vor allem in dessen Abversen, so bei *L. Livius Andronicus* aus Tarent (?) und *Cn. Naevius* (aus Kampanien; Capua?).

Später greift der Venusiner Horaz den Vers auf, um ihn (durch leichte Retouchen bei den Quantitäten und der Fussteilung, doch unter Wahrung des Iktus) als *asclepiadeus minor* neu erstrahlen zu lassen:

*Máecēnās ātāūīs*                      ′ – / ′ ∪ ∪ ′                      vgl. oben Zeile 1;

*édite réġībús*                      ′ ∪ ∪ ′ / ∪ ′                      vgl. oben Zeile 6.

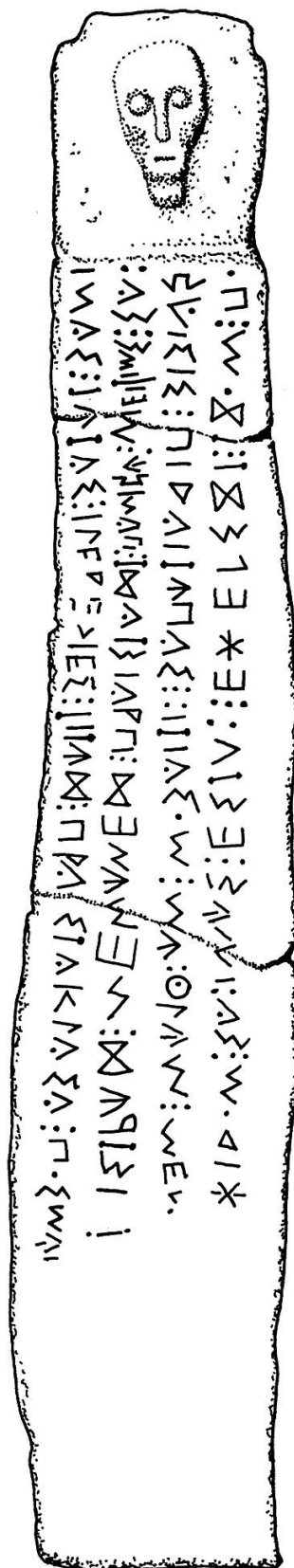
Der Fingerzeig von Chur lässt uns die stolze, durch die Wahl des Metrums wirkungsvoll unterstrichene Prophezeiung des lateinischen Alkaios erst in ihrem vollen Aussagegehalt verstehen:

*Dicar*  
*Princeps Aeolium*                      ′ – / ′ ∪ ∪ ′  
*carmen ad Italos*                      ′ ∪ ∪ ′ / ∪ ′  
*Deduxisse modos*                      ′ – / ′ ∪ ∪ ′

«Man wird von mir sagen, dass ich der erste gewesen bin, der das äolische Lied auf italische Weisen übertragen (wörtlich: herabgeführt) hat.»

Die von Horaz zu diesem Zweck entwickelte «poetische Transformationsgrammatik» (ital. ′ – / ′ ∪ ∪ / ′ → äol. ′ – / ′ ∪ ∪ ′ beispielsweise) und sein Verfahren des Ummünzens (etwa zum Wechselkurs 1,5 Trochäen = 1,0 Choriamben) ist uns erst jetzt durchschaubar, nachdem die *Itali modi* wieder zum Klingen gebracht worden sind.

Ein «Horatius Cocles» der Sabiner



1. Metrische Analyse nach H. Eichner 1990  
(Die Sprache 34, im Druck)

Grundschemata:

— x / — x / — x / — x	4 troch. Füße	} troch. Septenar
— x / — x / — x / —	3½ troch. Füße	
— x / — x / — x	3 troch. Füße	

Das Epigramm:

1 *s<sub>2</sub>ídòm safínū<sub>2</sub>s éstuf ēs<sub>2</sub>élsi<sub>2</sub>t,*  
 úúú / — — / úú — / — ú  
 2 *tí<sub>2</sub>òm pováisis pidáitu<sub>2</sub>pās,*  
 úúú / — úú / — ú / —  
 3 *fítíāsom mū<sub>2</sub>fqlu<sub>2</sub>m.*  
 — ú / — — / — ú

---

4 *mēfístrū<sub>2</sub>i<sub>2</sub> nemū<sub>2</sub>nei<sub>2</sub> práistai<sub>2</sub>t,*  
 — — / — ú / — — / — —  
 5 *pánivū<sub>2</sub> meitíms safínās*  
 — ú / — — / — ú / — —  
 6 *tū<sub>2</sub>tās trébègiēs titū<sub>2</sub>i<sub>2</sub>,*  
 — — / úúú / — ú / —  
 7 *práistāklāsā pósmū<sub>2</sub>i.*  
 — — / — — / — —

2. Übersetzung von H. Eichner (wie oben)

Dies haben die Sabiner errichtet,  
 Dich, Povaisis, als Monument (dessen),  
 Was du vollbracht hast an Taten.

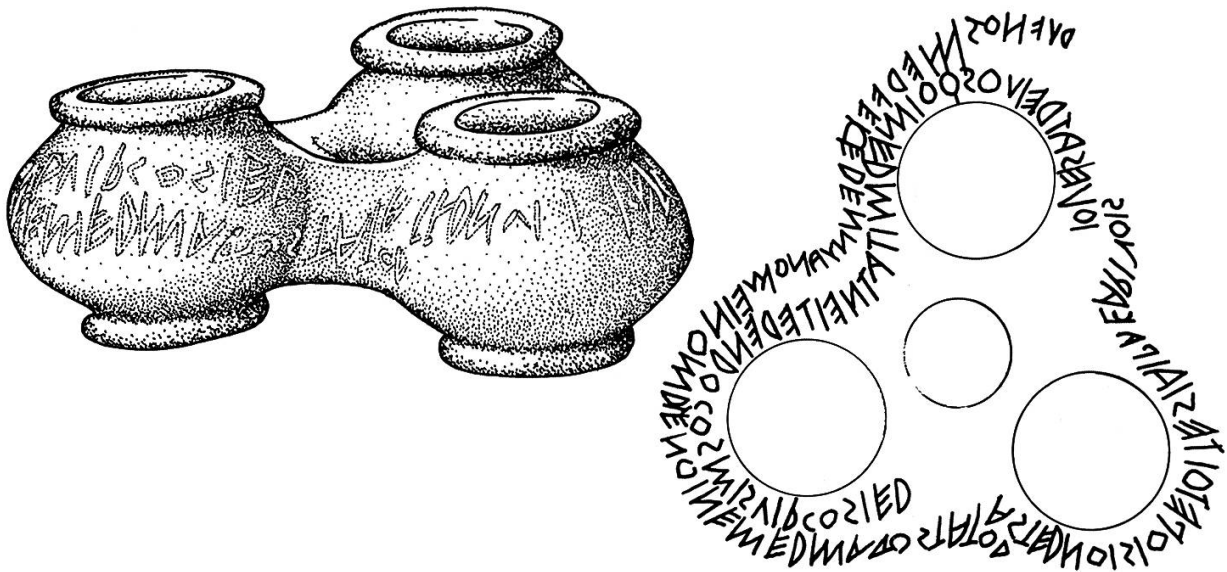
Für Mefister Nemo ragt es auf,  
 Solang wie der Dank des sabinischen Volks  
 (währt),  
 Gegenüber Titus, (dem Sohn des) Trebegius,  
 Dem sie Wirkungskreis seiner Vortrefflichkeit  
 ist.

Nachzeichnung einer der Stelen von Penna S. Andrea,  
 («Teramo 5» bei A. Marinetti), befindlich im Museo  
 Nazionale di Chieti.

Die Stabreimtechnik gleicht der des Cippus von Castignano und des Fingers von Chur, doch ist die Zahl der Trochäen hier höher. Solche Kurzverse lassen sich neben den oben erwähnten in Saturniern wiederfinden, vor allem aber kann man einige darunter schon zu regelrechten trochäischen Septenaren im Stil des Plautus – bei diesem der häufigste Vers – zusammenfassen.

Erwähnenswert ist, dass der gleiche metrische Befund auf der nordpikenischen Stele von Novilara von W. Brandenstein als *asclepiadeus minor* missdeutet werden konnte, dem Metrum, in dem Horazens *Exegi monumentum* (III 30) steht (genauer: in der zweiten asklepiadeischen Strophe), und noch auffälliger, dass Horaz Punkt für Punkt in Wettstreit mit einem derartigen Vorläufer zu treten scheint (auch der «hainbewohnende<sup>2</sup> Parhedros<sup>2</sup> der Mefitis», in dessen Heiligtum die Sabiner die Stele plazierten, wird implizit durch *Iuppiter Copitolinus* überboten). Möglicherweise schwebt Horazens geistigem Auge gerade ein solches anthropomorphes Denkmal aus Erz oder Stein vor, das man mit Lorbeer (*lauro*) behängen kann. Aber in seinem Fall vermag der den – von der prismatischen(?) Form her an Obelisken oder Pyramiden der Pharaonen vielleicht entfernt erinnernden (*regalique situ pyramidum*) – Cippus von Castignano umbrausende Nordsturm (*aquilo impotens*) oder der die Stele von Penna ätzende Regen (*imber edax*) oder ganz allgemein der Zahn der Zeit (*annorum series et fuga temporum*) keine zerstörerische Wirkung zu entwickeln (*non possit diruere*). Und während die Cippen und Stelen (oder auch schon Standbilder) nie höher aufragen als zu Anfang, wird das Horazmonument, durch den Nachruhm (*laude postera*) gelobt, frische Triebe ansetzen (*recens*) und emporkwachsen (zu vergleichen noch I 1, 36: *sublimi feriam sidera uertice*), nicht solange der Dank des sabinischen Volkes währt, sondern solange das Stapfen des langsam zum Kapitol aufsteigenden Pontifex (*scandet cum . . . pontifex: ˘ – ˘ / ˘ ˘ ˘*) und der ihm gleichauf und gleichschnell, doch kürzer und etwas häufiger ausschreitend folgenden Vestalin (*tacita uirgine: ˘ ˘ ˘ / ˘ ˘ ˘*) in der ewigen Stadt zu vernehmen ist. Die Meisterschaft beim Einsatz der Klangmalerei könnte als Folge einer der *nutrix Pullia* des Venusiners verdankten Unterweisung zu deuten sein, die auch anderweitig durchschimmert (*dulce decus meum ˘ ˘ ˘ ˘ ˘* stimmt beispielsweise, von der unterschiedlichen Senkungsfüllung abgesehen, die in der ausserlateinischen altitalischen Technik freilich auch möglich ist, hinsichtlich Stabreim, Iktus und Grundrhythmus mit dem Vers von Chur noch überein).

## Lateinische Reklameverse aus Roms Königszeit



Das Dresselsche Drillingsgefäß vom Esquilin in Rom (ca. 575 v. Chr. laut H. Rix), jetzt Staatliche Museen – Berlin/Charlottenburg, mit seinem Schriftband, gezeichnet nach den Abbildungen in *Studi Etruschi* 47 (1979) Tafeln XLIII – XLVIII und in A. Degrassis *Auctarium* zu CIL, p. 266.

Text in der Lesung von A. L. Prosdocimi, *Studi Etruschi* 47, 1979, 181:

IOVE?SATDEIVOSQOIMEDMITATNEITEDENDOCOSMISVIRCOSIED

ASTEDNOISIOPETOITESIAIPACARIVOIS

DVENOSMEDFECEDENMANOMEINOMDVENOINEMEDMALOSTATOD

Arrangement in Verszeilen à la italienne und das Originalmetrum nachbildende Übersetzung von H. Eichner (*Die Sprache* 34, 1990, im Druck) unter Verwertung der Vorarbeiten von H. Rix (1985) und D. Steinbauer (1989):

1 *iove<sup>l</sup>sāt deiuōs quoi mēd mītāt:*

UU ′ / – ′ / – ′ / U ′

2 *nei tēd endō cosmīs uircō sīēd,*

– ′ / – ′ / – ′ / – ′ / U ′

3 *as(t) tēd noisi ó(p)pētóit,*

– ′ / – ′ / U ′

4 *esiái pācā rīuóis!*

ⱮⱮ' / -' / Ɱ'

5 *duenós mēd fēcēd én*

(Ɱ)Ɱ' / -' / Ɱ'

6 *mānōm einōm duēnōi.*

- ' / - ' / Ɱ'

7 *nē mēd mālós (s)tātōd!*

- ' / Ɱ' / Ɱ'

Bei den Göttern schwört der, der mich schickt:  
Wenn dir die Maid nicht hold ins Antlitz lacht,  
Nicht in die Arme fliegt,  
Versöhn ihr Herz durch Duft!

Herr Gut hat mich gefüllt,  
Für den, der selber gut,  
Von liebenswürdigster Art.  
Nicht soll mich Scheel ihm stehn!

Im Frühlatein seiner Zeit und flotten Iambenfüßen verrät der eine galante Schenkungsformel adaptierende Produzent eines Toilettenartikels (Spezialmischung im Dreinapf) dem Abnehmer seiner Versandware durch deren Mund, wie die spröde Maid kirre zu machen ist.

Solche verkaufsfördernden Verse sind seit dem ausgehenden achten Jahrhundert v. Chr. aus Mittelitalien bekannt («Nestorbecher» auf Ischia ca. 720 v. Chr.). Auf drei Tellern aus Teanum (zweite Hälfte 4. Jh. v. Chr.) finden sich kurze, von P. Pocetti anno 1983 besprochene Verse mit Nennung der Produktionsstätte, die in chronologischer, geographischer und verstechnischer Hinsicht ein dem Churer Vers – der sich ebenfalls auf einem einfachen Gebrauchsgegenstand befindet – nahes Seitenstück bilden. In sprachlicher Hinsicht teilen sie mit ihm als «Exklusivisoglosse» den Übergang *s* zu *h* vor folgender Kopulaform. Nach heutigem Erkenntnisstand gehört dann weiter zunächst ein Bronzekasten des 3. Jh. v. Chr. aus Praeneste (in der von R. Schmitt-Brandt anno 1989 gefundenen Interpretation) in die sich fortsetzende Reklametradition.

Zeichnungen: Andreas Macke

